

Carl Schmitt

Thor v. Waldstein
Schmitt lesen

Götz Kubitschek
1932, 1933, 1936

Im Gespräch mit
Günter Maschke

Frank Lisson
Politische Romantik

Siegfried Gerlich
Politische Theologie



Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich),
Erik Lehnert und Karlheinz
Weißmann.

9. Jahrgang, Juni 2011,
Heft 42

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer Sezession für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs Hef-
te) zeichnen. Das normale Jahres-
abonnement (sechs Hefte)
kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10,- € Porto im
Jahr. Wird das Abonnement nicht bis
zum 30. November gekündigt, ver-
längert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 8
vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten für einen Kurzbei-
trag 8.500, für einen Grundlagen-
beitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
D-06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

1 Editorial

Thema

- 2 1932, 1933, 1936
Götz Kubitschek
- 8 Schmitt lesen
Thor v. Waldstein
- 14 Die Aktualität Carl Schmitts
Alain de Benoist
- 18 Erkenne die Lage!
Im Gespräch mit Günter Maschke
- 24 Politische Romantik oder
Vom Widerspruch des Tuns
Frank Lisson
- 28 Zur Politischen Theologie Carl Schmitts
Siegfried Gerlich
- 32 Autorenporträt Hanno Kesting
Karlheinz Weißmann
- 36 Schmitts Schüler
Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann
- 40 Maschke, Herrera, Schmitt –
Blick in neue Bücher
Erik Lehnert
- 42 Politische Theologie von links
Johannes Ludwig

Dienste

- 44 Rezensionen
- 54 Vermischtes

Die Titelabbildung zeigt Carl Schmitts
Grabstein in Plettenberg (Aufnahme
zur Verfügung gestellt von der Carl-
Schmitt-Gesellschaft e.V.). Die
Worte KAI NOMON EGNO werden (für
Schmitt-Kenner sofort einleuchtend) am
besten doppelt übersetzt: »Er kannte das
Gesetz« und »Er kannte den Ort«.

Der Bildinnenteil zeigt einen
Annäherungsversuch der Redaktion an
die Strahlkraft Schmitts.

Angaben zu den Autoren in diesem Heft
auf Seite 7.

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Die Beschäftigung mit Carl Schmitt bedarf keiner Rechtfertigung. Auch wenn die Menge der wiedergefundenen, neu herausgegebenen, im Umfang biblischer Exegese kommentierten Schriften kaum noch überschaubar ist und seine bekannten Werke in immer weiteren Auflagen erscheinen, man Bücher über die Bücher schreiben kann, die zu Schmitts Büchern geschrieben wurden, das Bibliographieren und die Freilegung seines Lebenslaufs noch Überraschungen bereithält, bleibt doch vor allem die immer wieder verblüffende Konfrontation mit seiner Hellsichtigkeit, mit seinen prognostischen und analytischen Fähigkeiten. Dagegen steht zwar bei Schmitt auch eine Tendenz zur Selbstverrätselung, eine Neigung zum intellektuellen Spiel, zum Um-die-Ecke-Denken, auch zur Täuschung derjenigen, die ihm auf die Spur kommen wollten. Aber seine Bedeutung als »letzter Klassiker« des politischen Denkens hat damit wenig zu tun. Hier geht es vielmehr um eine Reihe von zentralen Einsichten und um das Bereithalten einer Gegen-Lehre, die geeignet ist, zentrale Annahmen in Frage zu stellen, die bis heute den Lehrplan von Politologie und Volkspädagogik bestimmen.

Selbstverständlich ist zu fragen, ob die Positionen Schmitts auf den Markt gehören, ob man breittreten kann und soll, was er über das Wesen des Politischen gesagt hat, ob dann nicht zwangsläufig eine Vergröberung und Verfälschung droht, die kaum etwas übrigläßt von der zugrundeliegenden Wahrheit. Aber diese Gefahr ist jetzt gering, und selbstverständlich bleibt das, was Schmitt wirklich bietet, zuerst und auf längere Sicht eine Angelegenheit von wenigen.

Er gehört damit zu jenen Gegenaufklärern, die schon wegen der Art ihrer Einsichten für Popularität ungeeignet sind. Die charakterlich unsympathische Neigung Schmitts zum Ausgleich mit jedem Machthaber hat hierin ihre Rationalität. Er selbst betonte die Nähe zu Machiavelli, und unbestreitbar ist nicht nur die persönliche Affinität, sondern auch, daß seine eigene Auffassung von Politik wesentliche Parallelen zu der des großen bösen Florentiners aufweist. Insofern ist die Charakterisierung Schmitts als »Machiavellist« sicher eine der zutreffenden.

1943 veröffentlichte der Amerikaner James Burnham ein Buch mit dem seltsamen Titel *Machiavellisten – Verteidiger der Freiheit*. Burnham beschäftigt sich darin mit Denkern wie Gaetano Mosca, Vilfredo Pareto, Georges Sorel und Robert Michels. Schmitt kommt nicht vor, aber er hätte gut in diese Reihe gepaßt, denn auch er teilte mit *Old Nic* das Odium des Bösen, weil er jene unbequemen Wahrheiten aussprach, die die Herrschenden wohlverborgen halten möchten hinter einem Schleier aus freundlichen Worten, Absichtserklärungen, Unverbindlichem, um ihr eigentliches Geschäft ungehindert betreiben zu können. »Deshalb müssen«, schreibt Burnham, »die Mächtigen und ihre Fürsprecher, alle ›offiziellen‹ Denker, die Rechtsgelehrten und Philosophen, die Priester und Demagogen, die Moralisten und Zeitungsschreiber Machiavelli verleumden.« Und: »Sie haben seit langem Übung und große Geschicklichkeit in der Abschätzung ihrer Gegner. Sie erkennen einen kompromißlosen Feind, auch wenn dieser Feind etwas so Abstraktes ist wie ein Ideenkomplex.« Als »Verteidiger der Freiheit« betrachtete Burnham die Machiavellisten, weil ihre Werke kaum als Handbuch der Machtausübung geeignet sind, aber jene Ent-Täuschung leisten, die nötig ist, um die Wirklichkeit im Blick zu behalten.

1932, 1933, 1936

von Götz Kubitschek

Es vermag nur phantasielose, umerzogene oder ohne historische Dimension auskommende Menschen zu empören, daß unter anderem folgende Persönlichkeiten 1933 Deutschland nicht fluchtartig verlassen, sondern einfach oder erst recht ihr Werk fortgesetzt haben: der bedeutendste deutsche Lyriker des 20. Jahrhunderts (Gottfried Benn); der bedeutendste deutsche Philosoph des 20. Jahrhunderts (Martin Heidegger); vier von fünf der bedeutendsten deutschen Dirigenten des 20. Jahrhunderts (Wilhelm Furtwängler, Herbert von Karajan, Karl Böhm, Hans Knappertsbusch); die drei bedeutendsten deutschen Komponisten des 20. Jahrhunderts (Richard Strauss, Hans Pfitzner, Carl Orff); die bedeutendste deutsche Filmemacherin des 20. Jahrhunderts (Leni Riefenstahl); einer der bedeutendsten deutschen Bildhauer des 20. Jahrhunderts (Arno Breker); der bedeutendste deutsche Architekt des 20. Jahrhunderts (Albert Speer); der bedeutendste deutsche Attentäter des 20. Jahrhunderts (Claus von Stauffenberg) – und der bedeutendste deutsche Staatsrechtler des 20. Jahrhunderts (Carl Schmitt).

Souverän ins Abseits gegangen war allerdings der Chronist des gesamten Jahrhunderts, der bis auf die Musiker und den Attentäter all die anderen aufgelisteten Größen kannte und mit einigen von ihnen intensive Briefwechsel führte: Ernst Jüngers »Bestreben« lief, um aus seinem berühmten Schreiben an den *Völkischen Beobachter* zu zitieren, »nicht darauf hinaus, in der Presse möglichst oft genannt zu werden, sondern darauf, daß über die Art meiner politischen Substanz auch nicht die Spur einer Unklarheit entsteht.« Jünger zog sich zurück, und zwar buchstäblich, indem er von Berlin (dort ein Star in nationalen Kreisen) nach Goslar in die Provinz zog, und später weiter nach Kirchhorst, ein Kaff bei Hannover. Ähnlich wie viele andere empfand auch er die Eingliederung in die Wehrmacht als »aristokratische Form der Emigration« (Gottfried Benn). Als Hauptmann einer Infanteriekompanie marschierte er 1940 in Frankreich ein und blieb in Paris als Besatzungsoffizier bis 1944 stationiert.

Benn nun beendete seinen kulturpolitischen Versuch 1934. Er hatte den deutschen Nationalsozialismus mit dem italienischen Faschismus

verwechselt, und sich auch beim Blick auf diesen bloß an der formalen Strenge und Wucht berauscht, das Politische jedoch ignoriert oder völlig mißverstanden. Ebenfalls 1934 zog Heidegger sich zurück: Er konnte mit seinen Plänen nicht durchstoßen und sah seine Erwartungen in eine auch geistige Erneuerung Deutschlands enttäuscht. Die denkbar radikalste Wendung vollzog von Stauffenberg, der sich etwa 1942 von Hitler abwandte: Seine glänzende Offizierskarriere mündete in die eines Bombenlegers und symbolpolitischen Aktivisten. Er bezahlte für diesen Gesinnungswandel mit dem Leben. Speer, Riefenstahl, die Dirigenten, die Komponisten und Breker blieben bis 1945 in der Nähe der Macht, die letzteren tauchten in den von Hitler zusammengestellten Sonderlisten der »Gottbegnadeten« auf und waren deshalb von allem Kriegsdienst befreit – während Heidegger in Freiburg Panzergräben aushob, Jünger den Volkssturm bei Kirchhorst führte und Carl Schmitt im letzten Aufgebot Berlins stand.

Der Rechtswissenschaftler Helmut Quaritsch führt in seinem ebenso übersichtlichen wie souveränen Buch über die *Positionen und Begriffe Carl Schmitts* aus, daß neben den erwähnten Geistesgrößen auch zahllose andere um die Staatsordnung Deutschlands besorgte Männer und Frauen Hitler als prinzipielle Alternative, zunächst oder über Jahre, bejahten oder zumindest akzeptierten: »Was wir heute als Beseitigung des Parlamentarismus und rechtliche Begründung des autoritären Regierungsstaates, als Einleitung zur Hitler-Diktatur verdammen, galt damals auch klugen und politisch erfahrenen Leuten als unvermeidbar, als Genesungsrezept, als Radikalkur. Wer das nicht nachvollziehen will, kann die Lage im Frühjahr 1933 nicht begreifen.« 1933 jedenfalls hatten die Nationalsozialisten und Hitler ihre Verbrechen noch vor sich und traten nach innen und außen als entschiedene Verteidiger der Nation auf – gegen diejenigen etwa, die sich eine Ausdehnung des kommunistischen Experiments auf deutschen Boden wünschten und dabei den bereits vollzogenen sowjetischen Terror und seine Millionen Opfer entweder ignorierten oder als notwendige Zerschlagung historisch überkommener Strukturen begründeten.

Man konnte sich 1933 also irren oder die Lage verkennen oder aber an einer Revolution teilhaben wollen, die sich in rasantem Tempo anschickte, eine neue Ordnung herzustellen und den Staat neu zu bauen. Daß man dabei nicht gerade fein mit politischen Gegnern oder aber mit dem rassistisch markierten Feind, den Juden, umsprang, wurde »als hic et nunc unvermeidlicher Preis des revolutionären Durchbruchs einer neuen Zeit hingegenommen. Die Revolutionen von 1789 und 1917 hatten – aus der Sicht des Jahres 1933 – gleiche und schlimmere Exzesse gezeitigt« (Helmut Quaritsch). Das Mittun nach eventuellem erstem Schock war jedenfalls die Regel, ein Abseitsgehen aus freien Stücken die große Ausnahme, und gerade weil der klare Blick in unklarer Lage, das Widerständige im allgemeinen Sog etwas so Außergewöhnliches sind, leuchtet etwa Ernst Jüngers Licht noch etwas heller. Die gegenwärtige Lehre jedoch, nach der jeder Bub und jedes Mädchen damals hätten ein Hans und eine Sophie Scholl sein müssen, erscheint vor diesem Hintergrund als geradezu dümmliche Eindimensionalität. Selbst Schmitts Antisemitismus, der zweifelsohne und trotz jüdischer Freundschaften vorhanden war, überstieg das nicht, was damals zum Ton eines Intellektuellen dazugehören konnte.

Damit ist eigentlich alles gesagt. Aber da es – wie Zuschriften nach der Jahresvorschau zeigten – selbst unter den *Sezession*-Lesern solche gibt, die eine Beschäftigung mit Schmitt aus dem einfachen Grund ablehnen, weil er der »Kronjurist« des Dritten Reiches gewesen sei, sollte man doch Reconquista betreiben und des Staatsrechtlers Wege und Motive vor, während und nach der sogenannten Machtergreifung nachzeichnen.

I. JURIST IM BÜRGERKRIEG: Carl Schmitt hatte von 1928 bis 1945 – unterbrochen nur von einem einsemestrigen Aufenthalt in Köln – Professuren in Berlin inne und befand sich als Staatsrechtler zwischen 1932 und 1936 in unmittelbarer Nähe zu den Machtzentralen zunächst der Weimarer Republik und dann des Dritten Reiches, und zwar in herausragender Position. Er war nach Berlin gekommen als ebenso schonungsloser wie wortgewaltiger Kritiker des parlamentarischen Systems Weimarer Zuschnitts. In seiner Schrift über *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* hatte er dessen Unfähigkeit zur konsequenten Reaktion in

Helmut Quaritsch:
*Positionen und Begriffe
Carl Schmitts*, Berlin
1995, zuletzt 2010.

Not- und Ausnahmesituationen beschrieben, und die Ereignisse ab Mitte des Jahres 1932 bis zum 30. Januar 1933 bestätigten ihn. Denn im Dreikanzler-Jahr 1932 folgte v. Papen auf Brüning und v. Schleicher auf v. Papen, ohne daß einer der drei im Parlament eine regierungsfähige Mehrheit besessen oder aber Reichspräsident von Hindenburg eine zwar befristete, aber so lange wie notwendig handlungsfähige Präsidialdiktatur ausgerufen hätte. Angesichts des nicht mehr nur stillen Bürgerkriegs zwischen Kommunisten auf der einen und Nationalsozialisten auf der anderen Seite sah Carl Schmitt eine solche Aushebelung des blockierenden Parlaments zwar als einen nicht mehr legalen Akt an; jedoch war es seiner Auffassung nach ganz und gar legitim, den Verfassungskern durch einen partiellen und zeitlich befristeten Verfassungsbruch zu schützen.

Kurzzeitig schöpfte Schmitt Hoffnung, und zwar als Hindenburg den Plänen Papens folgte und den Umbau des Staates in eine autoritär-präsidentiale Republik dadurch in Gang setzte, daß er den Kanzler zusätzlich als Reichskommissar über Preußen einsetzte. Er enthob damit die Landesregierung des mächtigsten Staats im Staate ihrer Ämter und konzentrierte sie in der Hand Papens. Im darauf folgenden Prozeß über diesen »Preußenschlag« vor dem Staatsgerichtshof trat Carl Schmitt für die Reichsregierung auf, brillierte, und war um so mehr schockiert über das Urteil vom 25. Oktober, in dem die Richter der Argumentation Schmitts nicht umfänglich folgten und den Verfassungskern nicht zu schützen bereit waren: Die preußische Landesregierung blieb im Amt, der Reichskommissar aber auch. »Diese salomonische Teilung des Kindes, die sich der Staatsgerichtshofspräsident in seiner juristischen Vorsicht und salomonischen Weisheit geleistet hat, die wirkte sich verheerend aus auf die weitere Situation«, resümierte Schmitt noch 1971.

Und 1932 war für Schmitt solcherlei Entscheidungsschwäche sowie die Unfähigkeit der Politik, sich über ein solches Urteil hinwegzusetzen, eine Bestätigung seiner Zweifel an einer Republik, deren Bestand er dennoch verteidigte – und zwar bis zuletzt über befreundete Ministerialbeamte, die Schleichers Plänen einer vorübergehenden Reichswehr-Diktatur einen rechtlichen Unterbau verschaffen wollten. Sicher ist jedenfalls, um ein Fazit des Schmitt-Biographen Paul Noack aufzugreifen, daß Schmitt in den letzten Jahren der Weimarer Republik »sehr viel mehr war als nur ein Berater im Stillen – sein Name stand als Programm.«

Frank Hertweck, Dimitrios Kisoudis (Hrsg.): »Solange das Imperium da ist«. Carl Schmitt im Gespräch mit Klaus Figge und Dieter Groh 1971, Berlin 2010.

Paul Noack: Carl Schmitt. Eine Biographie, Frankfurt a.M. 1993.

2. BEDROHUNGSLAGE 1933: »Programm« gewesen zu sein als Widersacher der Nationalsozialisten auf den letzten Metern vor deren Machtergreifung – das machte aus der Lage des Staatsrechtlers eine Bedrohungslage. Diese Gefahr war nicht nur eine für die Karriere (was damals ausreichte und bis heute ausreicht, um ehrgeizigen oder auch nur an bürgerlichem Aufstieg interessierten Leuten den Angstschweiß auf die Stirn zu treiben). Die Gefahr, der sich die exponierteren Gegner Hitlers ausgesetzt sahen, war eine für Leib und Leben, und so war unter den internen und externen Gegnern, die im Verlauf des sogenannten Röhm-Putsches am 30. Juni 1934 exekutiert wurden, auch Kurt von Schleicher. Unter dem Eindruck dieser Säuberungswelle schrieb Schmitt einen jener Texte, die ihn nach 1945 unmöglich machten: »Der Führer schützt das Recht« lautet der Titel dieses Aufsatzes, in dem Schmitt zum einen die Legitimität der Zerschlagung eines die Macht unterminierenden Komplotts ausführt und zum anderen Hitler als denjenigen benennt, der mit dem Führertum auch das Richtertum innehatte und kraft seines Amtes darauf achtete, daß nicht nebenbei Privatrechnungen aufgemacht würden. Das war pointiert, provozierend, waghalsig – eine Denkfigur, die Hitler aus den Schlammschlachten der Staatseroberung heraus hob und ihn zu einem Schutzheiligen des reinen Rechts machte.

Quaritsch führt in seinem bereits erwähnten Buch einen Zwang zur Radikalität an: Schmitt habe versucht, auf seine Bedrohungslage mit deutlichen Loyalitätssignalen zu reagieren, denn er hätte die Einschläge näherkommen hören und gewußt, daß ihm in Schleichers Plan, die NSDAP mittels einer Querfront zu spalten, eine nicht unwichtige Rolle zugeordnet gewesen war: »Der große Chor derer, die vor 1933 die Melodie von Weimar nur mitgesummt hatten, brauchten nach 1933 nur die Noten zu wechseln. Carl Schmitt hingegen wollte nicht nur mitsingen, sondern auch den Ton angeben.« Seine Arbeiten aus den Jahren 1934 bis 1936 seien daher »weniger als Überzeugungstaten, denn als Konvertiten-Bekanntnisse« zu werten.

3. **KONVERTITEN-EIFER:** Konvertiten sind Eiferer, sind diejenigen, die ständig beweisen müssen, daß sie ihren Irrtum eingesehen und sich ganz auf die Seite der neuen Verbündeten geschlagen haben. Hätte nicht aber eine Tonlage tiefer ausgereicht? Oder hätte Schmitt nicht doch schon 1933 das tun können, was er 1947 als den Rückzug »in die Sicherheit des Schweigens« bezeichnet hat? Noch einmal: Schmitt hat die Schüsse, die Schleicher und andere niederstreckten, nicht weit von der eigenen Person entfernt einschlagen sehen und sofort beschlossen, noch lauter das neue Lied zu pfeifen. Diese Melodie geriet ihm im Stil jener großen Gesänge, denen die Zwischentöne fehlen, weil sie nur den einen Zweck haben: das Ohr der Machthaber zu erreichen.

Einer der Chronisten der 68er-Bewegung, Gerd Koenen, hat seinen einstigen Genossen in einem ebenso wichtigen wie entlarvenden Buch die linke Neigung zu solchen Tönen vorgehalten. Wenn man dort erfährt, wer trotz der längst offenkundigen, irrsinnigen Opferzahlen in Rußland dennoch stolz sich Stalinist, Leninist oder Trotskist nannte und im Sinne dieser oder anderer Massenmörder die Untaten entweder fahrlässig verharmloste oder waghalsig rechtfertigte, so muß man einen Vergleich mit Schmitt rundweg ablehnen: Denn Schmitt wählte sich nicht ohne Grund in Lebensgefahr, Schmitt verharmloste keinen Massenmord, denn es hatte noch keiner stattgefunden, und Schmitt bezahlte letztlich mit lebenslanger Ächtung für seinen dreijährigen »Irrtum«. Und während Schmitt nach 1945 ohne Pension und Amt in Plettenberg im Abseits blieb, begannen sich Leute in deutschen Ministerien, Redaktionsstuben und Universitäten zu tummeln, die sich ohne jeden Zwang und trotz der ungeheuren kommunistischen Opferzahlen ihre Vorbilder doch in China, Nordvietnam, auf Kuba oder in der Sowjetunion suchten und das in Teilen bis heute schick finden.

Schmitt hingegen konnte 1933 nichts schick finden: Er hatte sich im neuen Jargon zu üben. Daß seine »großen Gesänge« nicht von Herzen kamen, sondern dem angestimmten Lied nur nachempfunden waren, durchschauten die waschechten Parteigänger jedoch sofort. Es entstand ein Dossier, das ab Ende 1935 den Hintergrund einer SS-getragenen Kampagne gegen Schmitt bildete: Es listete dessen Positionen von vor 1933 minutiös auf und mutmaßte, daß es sich bei den jüngsten Auslassungen des Staatsrechtlers um Anbiederungsversuche handelte, keinesfalls aber um die Texte eines wahrlich Bekehrten. Schmitt sei nicht zu trauen, noch immer stelle er den Staat über die dem NS ureigene Idee eines »völkischen Rechts«. Die Kampagne verfiel, Schmitt war Ende 1936 erledigt. Professor blieb er, und man muß betonen: Er hatte sich nicht selbst zurückgezogen (wie Bann und andere), sondern war abgeschossen worden. Er hätte jedenfalls noch eine ganze Weile mitgemacht, hätte man ihn nur gelassen.

4. **BERUF UND EHRGEIZ:** Nicht in jeder wissenschaftlichen Disziplin kann man auf so eindeutige Weise mitmachen, wie Schmitt das tat. Sein Arbeitsfeld war aber eben nicht die Erforschung einer Mundartgrenze am Oberrhein, sondern das Staatsrecht – jenes Recht also, das ganz unmittelbar mit der Politik, der politischen Macht und der politischen Ordnung zu tun hat, und innerhalb dessen jede Auslegung auch so etwas wie eine politische Stellungnahme ist. Schmitt hätte sich vielleicht auf ein Metathema konzentrieren können, wie er es nach 1936 dann mit seinen Überlegungen zum »Nomos der Erde« und zu einer Großraumordnung auch tat. Aber 1933 war er einer der bekanntesten Staatsrechtler Deutschlands, war vierundvierzig Jahre alt und sah seinem Ehrgeiz so recht keine Grenze gesteckt. Außerdem wurde er – nach einer depressiven, verunsicherten Phase, die in seinen Tagebucheinträgen markant abgesteckt ist – bereits im April hofiert und von seinem Freund Johannes Popitz, einem hohen Ministerialbeamten, an der Ausarbeitung des »Reichsstatthaltergesetzes« beteiligt. Man brauchte ihn, und zwar unmittelbar nach dem Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933, mit dessen Hilfe Hitler den Parlamenta-

Gerd Koenen: *Die großen Gesänge. Lenin, Stalin, Mao, Castro ... Sozialistischer Personenkult und seine Sänger*, Frankfurt a. M. 1987.



Der Böse als Blickfang – Zeitschriftencover von 2008

Carl Schmitt: *Tagebücher 1930 bis 1934*, hrsg. von Wolfgang Schuller, Berlin 2010.

rismus auf eine Weise beendete, wie es sich Schmitt von Hindenburg oder von Schleicher gewünscht hätte.

Um es so zu sagen: Schmitt akzeptierte die neue Verfassungswirklichkeit, die im März/April ihre Konturen gewann und nicht mehr aufzuhalten war, weil sie tatsächlich revolutionär vorangepeitscht wurde. Dennoch darf man nicht übersehen, daß Schmitt (und andere Konservative) bei aller Annäherung an die Positionen des neuen Staates eine Art »Subversion« betrieb, die »auf Erhaltung einer selbständigen weltanschaulichen Position gerichtet war und den Nationalsozialismus irgendwie konservativ zu unterfüttern trachtete« (Karlheinz Weißmann). Dieser Vorbehalt hinderte Schmitt und andere jedoch keinesfalls daran, »sich im Bürgerkrieg auf die Seite der siegreichen und einzig durchsetzungsfähigen Partei« zu schlagen, »die den ›Frieden‹ herstellen konnte«. Die Wiederherstellung einer klaren, indiskutablen, geführten Ordnung beeindruckte ihn und verwirklichte insgesamt doch vieles von dem, was Schmitt als entschiedener Gegner von Versailles und des Völkerbundes und als Nationalist sich immer erhofft hatte. Wie selbstverständlich wurde diese neue Verfassungswirklichkeit nun Schmitts Gegenstand, und da man ihn augenscheinlich brauchte, gab Schmitt seinem beruflichen Ehrgeiz, seiner persönlichen Eitelkeit und seiner existentiellen Angst nach und machte ebenso glänzend mit, wie er zuvor glänzend der Weimarer Republik Auswege aus dem Untergang gewiesen hatte. Und so berief Göring ihn zum Preußischen Staatsrat (ein Papier- und Prestigeposten), und der Reichsrechtsführer Hans Frank machte ihn zum Reichsgruppenwalter der Reichsgruppe Hochschullehrer im NS-Rechtswahrerbund. Mit dem 1. Januar 1937 war Schmitt dieses Postens allerdings wieder enthoben, denn die Kampagne gegen ihn war so wirkmächtig, daß selbst Göring und Frank ihn nicht zu halten vermochten.

Wenn Schmitt also der Kronjurist des Dritten Reiches gewesen sein sollte, dann war er es nur für gut zweieinhalb frühe Jahre. Er wäre außerdem beinahe der Kronjurist der späten Weimarer Republik geworden und hätte aufgrund seiner charakterlichen Disposition und seiner herausragenden Begabung auch – um eine spitze Wendung aufzugreifen, deren Ursprung im dunkeln liegt – noch den Kronjuristen der BRD gegeben, hätte man ihn nur gelassen.

5. DER EPIMETHEUS: Der Katholik Carl Schmitt hat dem später zum Katholizismus konvertierten Ernst Jünger für dessen unbeirrbar, konsequente Haltung gegen Hitler stets Respekt gezollt und sich selbst als einen »christlichen Epimetheus« bezeichnet, als eine Figur, an der Gott einen bestimmten Weg habe aufzeigen wollen. Der Epimetheus ist jedoch – das streicht Martin Thielke in seiner hervorragenden Studie über Schmitt und Jünger heraus – »der im nachhinein, also zu spät Bedenkende«, denn er öffnete trotz eindringlicher Warnung die Büchse der Pandora. Carl Schmitt habe »mit seiner anfänglichen Unterstützung des NS-Staates, seiner Illusion, ›den Führer führen‹ und den Staat vor der ›Bewegung‹ retten zu können, Schiffbruch erlitten. Er war – wie er schließlich eingestehen mußte – ein ›schlechter‹ und ›unwürdiger‹ Epimetheus, aber er sah sich in eine Geschichte eingebunden, die so ablaufen mußte, wie sie abgelaufen ist.« Nun ist der Versuch, den persönlichen politischen Irrtum (und nicht nur den politischen!) in ein Allgemeines, eine epochale oder gar göttliche Kraft aufzulösen, eine beliebte Denkfigur, ein Schlupfloch im Angesicht des Scheiterns. »Am Ende söhnet der Geist mit allem uns aus«, bietet Hölderlin (einer der bevorzugten Dichter Schmitts) großzügig an, obwohl auch dieses Zitat damit aus dem Zusammenhang gerissen wäre.

Und das ist und bleibt doch beim Blick auf Schmitt das Allerwichtigste: daß nichts aus dem Zusammenhang gerissen und auch diese Geschichte genommen werde als das, was sie bestenfalls sein kann – ein Lehrstück, eine Schule der Demut. Jene nämlich, die auf ein neuerliches 1813, ein 1848, ein 1933, 1968 oder 1989 hoffen, um endlich Dampf unter die Ereignisse gebracht zu sehen, würden sich wundern, wie wenig klar man sieht, wenn alles in Bewegung ist. Und auch sie würden sich in einer Mischung aus Hoffnung, Fehleinschätzung, Ehrgeiz, Eitelkeit, Nachahmung, charakterlicher Disposition, Überlegenheitsgefühl und vielleicht auch Angst zu neunundneunzig Prozent auf die Seite derer schlagen, die Karrieren böten und Macht auf sich vereinigen – während die Gegner zu den Hobelspänen der neuen Zeit würden. Davon fallen übrigens auch gegenwärtig welche.

Armin Mohler/Karlheinz Weißmann: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch*, Graz 2005 (mit dem neuen Vorwort von Karlheinz Weißmann nur in dieser 6., vollständig überarbeiteten Auflage).

Martin Thielke: *Der stille Bürgerkrieg. Ernst Jünger und Carl Schmitt im Dritten Reich*, Berlin 2007.

Autoren dieses Heftes

Alain de Benoist, 1943, Studium des Verfassungsrechts, der Philosophie, Soziologie, Geschichte und Religionswissenschaft an der Sorbonne. Seit den 60er Jahren führende Rolle in der französischen Neuen Rechten.

Carl Schmitt. Internationale Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur, Graz 2011

Carl Schmitt und der Krieg, Berlin 2007

Siegfried Gerlich, 1967, studierte Philosophie und Musikwissenschaft in Hamburg, freischaffender Autor und Pianist.

Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkens, Schnellroda 2009

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.

Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie.

Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).

Provokation, Schnellroda 2007

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie, Geschäftsführer des *Instituts für Staatspolitik (IfS)*.

Schlüsselwerke, Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. gemeinsam mit

Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2010

Wozu Politik? Vom Interesse am Gang der Welt, Schnellroda 2010

Als Herausgeber gemeinsam mit Günter Maschke: *Werkstatt-Discorsi. Briefwechsel*

1967–1981 zwischen Carl Schmitt und Hans-Dietrich Sander, Schnellroda 2008

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.

Besetztes Gelände, Deutschland im Film nach '45, Schnellroda 2010

Frank Lisson, 1970, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Würzburg und München. Er schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.

Homo Absolutus. Nach den Kulturen, Schnellroda 2009

Widerstand. Lage, Traum, Tat, Schnellroda 2008

Johannes Ludwig, 1988, ist Fahnenjunker im Bataillon für Operative Information und derzeit fern der Heimat tätig.

Günter Maschke, 1943, lebt seit 1970 als freier Autor, Verleger und Publizist in Frankfurt a. M., 1990–1992 Professor an der Hochschule der Peruanischen Kriegsmarine,

zahlreiche Veröffentlichungen zum Werk Carl Schmitts, Herausgeber seiner Schriften, zuletzt Carl Schmitt: *Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reiches. Der Sieg des Bürgers über den Soldaten*, Berlin 2011.

Das bewaffnete Wort, Wien/ Leipzig 1999

Der Tod des Carl Schmitt, Wien/ Leipzig 1991

Dr. Dr. Thor v. Waldstein, Rechtsanwalt, Studium der Rechtswissenschaft, Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft und Soziologie, Promotion in Politik- und Rechtswissenschaft.

Der Beutewert des Staates – Carl Schmitt und der Pluralismus, Graz 2008

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.

Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011

Kurze Geschichte der konservativen Intelligenz nach 1945, Berlin 2011

Leitbegriffe, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. von Erik Lehnert und

Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Schmitt lesen

von Thor v. Waldstein

Was sind die Ursachen der Schmitt-Renaissance, die seit gut zwei Jahrzehnten in der Wissenschaft, aber auch in dem politischen Feuilleton weltweit zu beobachten ist? Wie kommt es, daß ein deutscher, im Kaiserreich sozialisierter Staatsrechtler, dessen Hauptwerke vor 65 bis 95 Jahren erstmals veröffentlicht wurden, im 21. Jahrhundert in den westlichen Demokratien, aber auch in Südamerika und Asien, ein solches, nachgerade gespenstisch anmutendes Aktualitätsinteresse erfährt? Und für eine Republik wie die BRD, »die sich seit ihrer Entstehung im ideologischen Kriegszustand mit dem Dritten Reich befindet« (Helmut Quaritsch), kommt die bange Frage hinzu: Warum liest man sogar einzelne apokryph verschlüsselte Schriften Schmitts aus der NS-Ära heute – *horribile dictu* – in der Regel mit größerem Erkenntnisgewinn als die vielen bunten Suhrkamp-Paperbacks aus den seligen 1970er Jahren? Was ist eigentlich alles schiefgelaufen in 50 Jahren dialogbarem Gemeinschaftskundeunterricht, in dem alle Formen von »Konfliktlösungen« jenseits des Schmittschen Horizonts durchexerziert wurden? Was hat Carl Schmitt, das Jürgen Habermas nicht hat? Und welche Rückschlüsse läßt der bisweilen surreale Schmitt-Hype auf das politische Wirkungsgefüge unserer Tage zu?

Helmut Quaritsch: *Positionen und Begriffe Carl Schmitts*, Berlin 1989.

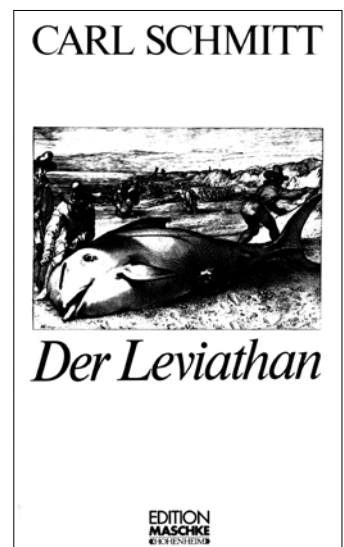
Wer Antworten auf diese Fragen sucht, sollte den wikipediös aufbereiteten Konsum von Sekundär- und Tertiärquellen über Schmitt meiden und sich dem Werk selbst zuwenden. Die nachfolgenden Zeilen wollen demgemäß zur Primärlektüre anregen und verhehlen nicht die Überzeugung ihres Verfassers, daß der Leser, der die polit-moralinsäurehaltigen Nebelschwaden unserer Tage durchstoßen will, nach wie vor kaum etwas Effektiveres tun kann, als sich mit dem Werk des »jüngsten Klassikers des politischen Denkens« (Bernard Willms) zu befassen. Wer sich indes unbefangen auf die Gedankenwelt dieses »simplen Plettenbourgeois« (Schmitt über Schmitt) einläßt, läuft schnell Gefahr, von seiner Art zu denken und zu argumentieren eingenommen zu werden. Diese Faszination, die von nicht wenigen seiner Schriften ausgeht, hängt nicht zuletzt mit Schmitts eigen-

willig fluoreszierendem, mit Aphorismen und Begriffen jonglierendem Stil zusammen, der so gar nicht zu dem passen will, was man ansonsten aus dem juristischen Schrifttum zu kennen meint. Der Kölner Rechtsanwalt Günther Krauss schildert in seinen lesenswerten Erinnerungen an Carl Schmitt, wie er 1930 in München, auf einer Parkbank des Englischen Gartens sitzend, von diesem Stil gefangen wurde: »Dort las ich Carl Schmitts ›Verfassungslehre‹ von 1928, einen unbezähmbaren Wissensdurst in mir, den azurblauen bayerischen Himmel über mir ... Carl Schmitt erzeugte nicht tierischen Ernst – im Gegenteil: die schönsten Passagen führten zu genußreichen Pausen, wie auch die französische Küche groß ist durch die Pausen zwischen den einzelnen Gängen. Nur der erste Anfang, besonders die mehreren Definitionen des Wortes Verfassung, machte Schwierigkeiten, doch sehr bald kam man zum vollen Genuß dieser ungewöhnlichen Lektüre. Wer Carl Schmitt sagt, sagt Form. Sie erwuchs aus einer wohlgefühten Ordnung, deren Strenge man nicht verspürte. Klarheit vereinigte sich mit Tiefe.« Ein anderer Schüler Schmitts, Ernst Forsthoff, faßt in einem Brief vom 5. Juli 1958 anlässlich Schmitts 70. Geburtstag zusammen, was er seinem Lehrer und Freund für seinen weiteren Lebensweg verdankte: »Es wird mir bewußt, daß es jetzt 35 Jahre her ist, als ich im Sommersemester 1923 zum ersten Mal zu Ihren Füßen saß und erst durch Sie, im fünften Semester, also reichlich spät, aber noch nicht zu spät, erfuhr, was es bedeutet, ein Jurist zu sein – oder damals noch: zu werden. Daß Sie mich bald darauf als Ihren Schüler aufnahmen, wurde Wende und Glück meines Lebens«. Ein weiterer wichtiger Schüler Schmitts, Ernst Rudolf Huber, sah »die besondere wissenschaftliche Gabe Schmitts« darin, »neue Tendenzen und Strukturen unter der Oberfläche alter Systeme und hinter den Masken und Schleiern herkömmlicher Formeln zu spüren und durch begriffliche Fassung an das Licht und in das Bewußtsein zu heben«. Wie dies bei allen Schriftstellern überragenden Rangs, von Machiavelli bis Max Weber, von Hobbes bis Spengler, der Fall ist, gerät auch die Befassung mit Schmitts Werken für viele Leser zu einer unmittelbaren persönlichen Erfahrung. Wenn die Erkenntnis Ernst Jüngers richtig ist, daß manche Bücher wie Impfstoffe wirken, nach deren Lektüre man gegen bestimmte geistig-politische Desinformationen gewappnet ist, dann gehören viele Werke Schmitts in die erste Reihe dieser intellektuellen Abwehrstoffe. Das galt schon in den 1920er, 1950er und 1980er Jahren, und das gilt erst recht für das flachwurzelnde Politinfotainment unserer Tage, bei dem man – in der Wissenschaft wie in der Praxis – gelegentlich den Eindruck gewinnen muß, daß nicht nur die Beobachter, sondern auch die Akteure nicht mehr wissen, was Politik im eigentlichen Sinne bedeutet. Bei Schmitt indes kommt man auch als 19jähriger Drittsemester bei der Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Politischen mit Siebenmeilenstiefeln voran: »Für Schmitts Stil sind seine Blitzaufnahmen typisch. Ein Blitz und dann kommen diese großartigen Formulierungen, die keiner vergißt. Es blitzt im Dunkeln ... und man hat den Eindruck, alles gesehen zu haben.« (Robert Hepp) Gleichwohl ist man gut beraten, Schmitt nicht als »Schmittianer« zu lesen. Denn, so könnte man – in Abwandlung eines Wortes von Thomas Mann über Friedrich Nietzsche – formulieren, wer Carl Schmitt »eigentlich« nimmt, wörtlich nimmt, wer ihm glaubt, ist verloren. Die vielgerühmte »lateinische Klarheit« (Nicolaus Sombart) dieses Autors ist also nur eine Seite seines Werkes. Mit dem gleichen Recht kann man, wie dies Günter Maschke jüngst getan hat, Schmitt als einen »oft scheinbaren Schriftsteller« bezeichnen, bei dem sich, je öfter man seine Schriften liest, »desto häufiger ... Fragen ein(stellen), Fragen, die immer neue, gewagtere Fragen gebären.« Erich Schwinge hatte Carl Schmitt schon 1930 als die »Sphinx unter den modernen Staatsrechtlern« tituliert, und vieles spricht dafür, daß die Rätsel um sein Werk, zu dem weltweit pro Woche (!) eine Monographie bzw. Dissertation erscheint, auch in den kommenden Jahrzehnten nicht aufgelöst werden können. Genau darin muß ein Schlüssel für die erstaunliche geistige Wirkungsmacht gesehen werden, die von Schmitts Werk unverändert ausgeht.

Wie erschließt man sich das Schmittsche Ideenterrain am besten? Wo fängt man an? Welche Bücher sind zentral für das Verständnis seines Werkes,

Günther Krauss:
»Erinnerungen an Carl Schmitt (1929–1934)«, Teile 1–6, veröffentlicht in: *CRITICÓN*, Nr. 95, S. 127–130, Nr. 96, S. 180–184; Piet Tommissen: *Schmittiana I*, Brüssel 1988, S. 55–69; ders.: *Schmittiana II*, Brüssel 1990, S. 72–111; ders.: *Schmittiana III*, Brüssel 1991, S. 45–51.

Dorothee Mußnug, Reinhard Mußnug, Angela Reinthal (Hrsg.): *Briefwechsel Ernst Forsthoff – Carl Schmitt 1926–1974*, Berlin 2007.



Helmut Quaritsch (Hrsg.): *Complexio Oppositorum. Über Carl Schmitt. Vorträge und Diskussionsbeiträge des 28. Sonderseminars 1986 der Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer*, Berlin 1988.

Erich Schwinge:
Der Methodestreit in der deutschen Rechtswissenschaft, Bonn 1930.

Carl Schmitt: *Der Begriff des Politischen* (1932), Berlin 1963.



Günter Maschke: *Der Tod des Carl Schmitt*, Wien 1987.

Carl Schmitt: *Politische Romantik* (1919), 4. Aufl. Berlin 1982.

welche Schriften kann man (einstweilen) vernachlässigen? Hier gehen die Ansichten weit auseinander, so daß der nachfolgende Versuch, einzelne Stellen des Schmittschen Werkes stärker, andere Quellen schwächer auszuleuchten, keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben kann. Schmitts wichtigstes Werk – darin dürften Schmitt-Kenner unterschiedlichster Herkunft fast *una voce* zustimmen – bleibt *Der Begriff des Politischen*, das als Aufsatz 1927 und in Buchform zuerst 1932 erschien. Mit diesem Buch, das seine umstrittene Politikdefinition enthält, hat er seinen Ruf als politischer Schriftsteller begründet, der auf nicht einmal einhundert Seiten die Grundstrukturen des Politischen freilegt. Dabei steht der Staat als »einer in sich befriedeten, territorial in sich geschlossenen und für Fremde undurchdringlichen, organisierten politischen Einheit« im Zentrum eines Buches, dessen theoretische Prägestärke nicht vergessen machen sollte, daß es dem Autor um etwas ganz Konkretes ging, nämlich darum, die den Deutschen nach 1918 zugemuteten politischen Fesseln abzustreifen und gerade das deutsche Volk, »dessen Bedürfnis nach legalem Schein stärker ist als sein politischer Sinn«, über das aufzuklären, auf was es *in politicis* nach Schmitt ankommt: »Solange ein Volk in der Sphäre des Politischen existiert, muß es, wenn auch nur für den extremsten Fall, über dessen Vorliegen es aber selbst entscheidet, die Unterscheidung von Freund und Feind selber bestimmen. Darin liegt das Wesen seiner politischen Existenz. Hat es nicht mehr die Fähigkeit oder den Willen zu dieser Unterscheidung, so hört es auf, politisch zu existieren. Läßt es sich von einem Fremden vorschreiben, wer sein Feind ist und gegen wen es kämpfen darf oder nicht, so ist es kein politisch freies Volk mehr und einem anderen politischen System ein- oder untergeordnet ... Dadurch, daß ein Volk nicht mehr die Kraft oder den Willen hat, sich in der Sphäre des Politischen zu halten, verschwindet das Politische nicht aus der Welt. Es verschwindet nur ein schwaches Volk.« Die Polarisierung, die bis heute mit dem Namen Carl Schmitt verbunden ist, geht ganz maßgeblich auf dieses schmale Buch zurück, in dem der Autor den polemischen Charakter des Politischen herausarbeitet und sich damit als »Zerstörer humanitaristischer Illusionen« (Günter Maschke) betätigt. Das haben ihm die Lordsiegel-Bewahrer eben dieser politikfremden, mit »Menschheit« und anderen Erbaulichkeiten aus dem Wörterbuch der 1789-Ideologen aufgeblasenen Illusionen nie verziehen.

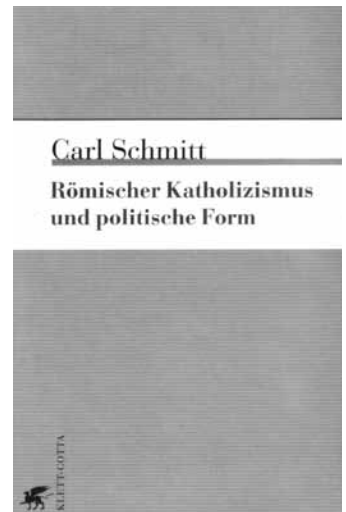
Schmitts Offenlegung des politischen Wirkungsgefüges wurzelt entscheidend in seiner Ablehnung romantischen Denkens. Zum Verständnis von Schmitts Politiktheorie unverzichtbar ist daher die Lektüre seiner erstmals 1919 erschienenen Schrift *Politische Romantik*. Die stilistische Brillanz dieses Werkes veranlaßte Ernst Bloch zu dem prophetischen Satz: »Dieser unbekannteste junge Mann hat alle Aussichten, einer der meistbestohlenen Autoren der nächsten Jahrzehnte zu werden.« Die *Politische Romantik* ist aber nicht nur eines der schönsten Bücher Schmitts, in dem der Verfasser seine virtuose Beherrschung der europäischen Geistesgeschichte unter Beweis stellt; diesem nur scheinbar »unjuristischen« Buch Schmitts kommt deswegen eine Schlüsselrolle in seinem Werk zu, weil er sich darin gegen die Verabsolutierung des Ästhetischen ebenso wendet wie gegen die vielen anderen Ersatzmythen des *homo oeconomicus*: »Viele Arten metaphysischer Haltung existieren heute in säkularisierter Gestalt. Für den modernen Menschen sind weithin an die Stelle Gottes andere, und zwar irdische Faktoren getreten: die Menschheit, die Nation, das Individuum, die geschichtliche Entwicklung oder auch das Leben als Leben seiner selbst wegen, in seiner ganzen Geistlosigkeit und bloßen Bewegung. Die Haltung hört dadurch nicht auf, metaphysisch zu sein.« Der Romantiker mache aus allem nur einen Anlaß, er mache »alles zum Vehikel seines romantischen Interesses« und erweise sich damit zum natürlichen Feind jeder von Menschen geformten Ordnung. Die Schmittsche Kritik der Romantik, die »psychologisch und historisch ein Produkt bürgerlicher Sekurität« sei, wird damit zur Keimzelle seiner Kritik des Liberalismus, in dem der gottlos verlorene Einzelmensch zum Maß der Dinge werde: »Das vereinzelte, isolierte und emanzipierte Individuum wird in der liberalen bürgerlichen Welt zum Mittelpunkt, zur letzten Instanz,

zum Absoluten.« Der Romantiker negiere »die wichtigste Quelle politischer Vitalität, der Glaube an das Recht und die Empörung über das Unrecht«, um – getreu seiner »pflanzenhaften Natur« – alles zu verstehen, alles zu verzeihen und alles zum Material ästhetischer Beobachtungen zu machen. Die Radikalität, mit der Schmitt Adam Müller als prototypischen Romantiker regelrecht abserviert, hat viel zu tun mit der eigenen romantischen Phase Schmitts, die maßgeblich von seiner Schrift über Theodor Däublers *Nordlicht* gekennzeichnet wird. 1916, mitten in der europäischen Tragödie des »pity of war« (Niall Ferguson), unter deren dunklem Stern wir heute noch stehen, hatte Schmitt in einer hagiographisch verklärten Interpretation von Däublers Hauptwerk den »Geist des mechanistischen Zeitalters« angeprangert, »der alles auf die Formel seines Bewußtseins bringt und keine Geheimnisse und keinen Überschwang der Seele gelten läßt.« In seinem Däubler-Buch läßt der 28jährige, frisch habilitierte Jurist noch einmal ganz unjuristisch seiner Verachtung auf die Moderne und dem von ihr hervorgebrachten »erkalteten Menschen des 20. Jahrhunderts« (Karl Wolfskehl) freien Lauf: »Die Menschen sind arme Teufel geworden ... Sie interessieren sich für alles und begeistern sich für nichts.« Das kulturpessimistisch durchwirkte Buch verrät wenige Jahre vor dem Beginn der steilen Karriere des Weimarer Staatsrechtsprofessors viel von Schmitts innerem katholischen Romantizismus, seinen urmonistischen Träumen und seiner Abscheu vor dem »verrückten Tausch« (Theodor W. Adorno) und dem von ihm ausgelösten, hohlen »Diesseits-Aktivismus« einer Massengesellschaft, die durch all den äußeren Tand ihre innere Leere nicht verbergen kann. Man muß nicht so weit gehen, das Däubler-Buch als »Manifest des Antiliberalismus« (Henning Ritter) zu bezeichnen, die metajuristische Grundmelodie der Schmittschen Denkstrukturen ist aber aus kaum einem anderen Werk so klar herauszuhören wie aus dieser Hommage an seinen Freund Däubler. Dessen 1898 begonnenes *Nordlicht* vermag auch heute noch viel von dem seelischen Phantomschmerz zu vermitteln, das einen verantwortungsbewußten Europäer erfassen muß, wenn er sich den modernistischen Alptraum und all das, was der Mensch in ihm verloren hat, vor Augen führt.

Carl Schmitt: *Theodor Däublers »Nordlicht« – Drei Studien über die Elemente, den Geist und die Aktualität des Werkes* (1916), Berlin 1991.

Karl Wolfskehl: *Zehn Jahre Exil – Briefe aus Neuseeland 1938–1948*, Heidelberg/Darmstadt 1959.

Von diesem Schmerz geprägt ist auch eine andere wichtige Schrift, die Schmitt um die Jahreswende 1922/23 in kaum zwei Tagen schrieb: *Römischer Katholizismus und politische Form*. Nach der Lektüre dieser stilistisch einsame Höhen beschreitenden Schrift hatte Hugo Ball geschrieben, der in Bonn lehrende Schmitt sei als Katholik »eine Art neuer Kant«, der »für Deutschland mehr (bedeute) als das ganze übrige Rheinland, die Kohlengruben mit inbegriffen. Ich habe selten eine Philosophie mit so viel Spannung gelesen wie die seine, und es ist doch die Philosophie der Rechte. Aber diese Philosophie ist für die deutsche Sprache und Redlichkeit ein großer Triumph. Er ist genauer wie sogar Kant und streng wie ein spanischer Großinquisitor, wo es sich um die Ideen handelt.« Und in der Tat: Als »homo catholicus« (Piet Tommissen) erteilt Schmitt dem ökonomistisch-materialistischen Geist der Zeit, der jeglichen Begriff von Repräsentation verloren habe, eine an Schärfe kaum zu überbietende Abfuhr. Dem »kleinlichen Schnitt intellektueller Kleinkapitalisten«, denen jede äußere Form, jedes Pathos der Autorität abhanden gekommen sei, setzt er das Repräsentationsbild der katholischen Kirche entgegen, die nach Schmitt als »wahre Erbin der römischen Jurisprudenz« allein in der Lage sei, die alles zerfressenden Herrschaftsansprüche der Ökonomie in ihre Schranken zu weisen. Gäbe die Kirche ihre Rolle als Konterpart der Geldaristokratie auf, so verlöre sie all das, was sie ausmache und was sie im 20. Jahrhundert dann nach und nach tatsächlich verloren hat: »Ließe die Kirche sich herbei, nicht mehr als die seelenvolle Polarität der Seelenlosigkeit zu sein, so hätte sie sich selbst vergessen. Sie wäre das erwünschte Komplement des Kapitalismus geworden, ein hygienisches Institut für die Leiden des Konkurrenzkampfes, ein Sonntagsausflug oder Sommeraufenthalt des Großstädtlers.« Diese wahrhaft prophetischen Sätze unterstreichen, daß man neben Schmitts Däubler-Buch als romantisch-expressionistischem Pfeiler seines Denkgebäudes den »römischen Katholizismus« als theologisch-katholisches, bisweilen auch katholizistisches Fundament seines



Carl Schmitt: *Römischer Katholizismus und politische Form* (1923), Neudruck Stuttgart 1984.

Werkes kaum in seiner Bedeutung überschätzen kann. Nicht umsonst wurde gerade diese Schrift einer der wesentlichen Angriffspunkte, denen Schmitt 1936 aus dem »Amt Rosenberg« und seiner nur noch als kurios zu bezeichnenden Ultramontanphobie ausgesetzt war.

Carl Schmitt: *Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen* (1914), 2. Aufl. Berlin 2004.

Carl Schmitt: *Verfassungslehre* (1928), 6. Aufl. Berlin 1983.



Kommen wir zu den im engeren Sinne des Wortes juristischen Schriften Schmitts: Neben seiner Habilitationsschrift von 1914, *Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen*, deren rechtsphilosophische Solidität viel zu dem ansetzenden akademischen Ruhm seines Autors beigetragen hat, ist in diesem Zusammenhang die *Verfassungslehre* von 1928 an erster Stelle zu nennen, Schmitts systematischstes, von einer traumwandlerisch sicheren gedanklichen Reinheit und geistigen Architektur geprägtes Werk. Dieses Buch, das 1948 – Welch seltsame zeitliche Koinzidenz – bei der Staatsgründung Israels ebenso Pate stand wie bei den weitgehend fremdbestimmten »Beratungen« auf Herrenchiemsee, enthält wesentliche Elemente der Lehre Schmitts von dem Staat als der politischen Einheit eines Volkes. In der Schmittschen Staatslehre zentrale Begriffe wie Volk, Verfassung, Repräsentation, Homogenität, öffentliche Meinung, Souveränität, Diktatur, Parlamentarismus und Föderalismus werden eingehend erörtert. Die historische Entwicklung Deutschlands von 1815–1848 dient Carl Schmitt als *layout* für seine berühmte Unterscheidung von Demokratie und Liberalismus. Ohne das Verständnis dieses Unterschiedes kommt man auch heute nicht aus, will man die regelmäßig im Selbstlob erstickenden Beschreibungen des politischen Systems der BRD, wie sie nicht nur an politikwissenschaftlichen Fakultäten dargeboten werden, auf ihre Stichhaltigkeit überprüfen. In dem Spiegel, den Schmitt dem parlamentaristisch geprägten Staat des 19. Jahrhunderts entgegenhält, kann man unschwer auch staatliche Strukturen des 21. Jahrhunderts bzw. das, was von ihnen nach den Stahlbädern des Liberalismus noch übriggeblieben ist, erkennen: »Das Bestreben des bürgerlichen Rechtsstaates geht (aber) dahin, das Politische zurückzudrängen, alle Äußerungen des staatlichen Lebens in einer Reihe von Normierungen zu begrenzen und alle staatliche Tätigkeit in Kompetenzen, d.h. genau umschriebene, prinzipiell begrenzte Zuständigkeiten zu verwandeln. Daraus ergibt sich bereits, daß das Bürgerlich-Rechtsstaatliche nur einen Teil der gesamten Staatsverfassung ausmachen kann, während ein anderer Teil die positive Entscheidung über die Form der politischen Existenz enthält.« Sei eine Nation, also ein »im prägnanten Sinne zu politischem Bewußtsein erwachtes, aktionsfähiges Volk«, zu einer solchen Entscheidung nicht (mehr) in der Lage, verliere es die Fähigkeit, sein politisches Schicksal als handlungsfähiges Subjekt selbst zu bestimmen.

Carl Schmitt: »Der Rechtsstaat« (1935), in: ders.: *Staat, Großraum, Nomos*, hrsg. von Günter Maschke, Berlin 1995.

Der bürgerliche Rechtsstaat sei deswegen so problematisch, weil er die individuelle Freiheit des einzelnen gegen die politische Einheit eines Volkes in Stellung bringe. Das liberalistische Grundprinzip, die Unkontrollierbarkeit des zentrifugal-assoziell strukturierten Individuums, führe zunächst zu einer Erosion der zentripetal-sozial geprägten staatlichen Substanz und dann zu einer Zerstörung des Politischen. Wer aber wie das liberal-bürgerliche Verfassungsideal nur die Mittel und die Methoden der Kontrolle des Staates, nicht aber den Staat als politische Einheit selbst organisiere, dürfe sich über die Auflösung des Politischen und den Verlust der staatlichen Handlungsfähigkeit nicht wundern.

Carl Schmitt: *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* (1923), 6. Aufl. Berlin 1985.

In Schmitts Schrift *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* (1923) kann man nachlesen, warum – eine weitere wesentliche Unterscheidung – der Parlamentarismus, schon nach dem Ersten Weltkrieg ein ideenpolitischer Ladhüter der Extraklasse, wenig bis nichts mit Demokratie zu tun hat, jedenfalls einer Demokratie, bei der – getreu dem griechischen Vorbild – das Volk herrscht und nicht selbsternannte »Demokraten«: »Es kann eine Demokratie geben ohne das, was man modernen Parlamentarismus nennt und einen Parlamentarismus ohne Demokratie; und Diktatur ist ebensowenig der entscheidende Gegensatz zur Demokratie wie Demokratie der zu Diktatur.« Schmitts Parlamentarismuskritik im engeren Sinne ist nicht unbedingt originell, ältere Klassiker wie Proudhon und Michels haben mitunter die größere Schärfentiefe er-

Carl Schmitt: *Die Diktatur* (1921), 4. Aufl. Berlin 1978.

reicht. Wichtig ist die 90-Seiten-Schrift aber für das Verständnis von Hegel, Marx und dem, was Karl Löwith als den revolutionären Bruch im Denken des 19. Jahrhunderts bezeichnet hat. In einer prägnanten Auseinandersetzung mit Sorel hat Schmitt außerdem die Grundlinien seiner politischen Mythologie skizziert, die er als eigenständiges Werk fortführen wollte, wozu es indes nie kam.

Karl Löwith: *Von Hegel zu Nietzsche – Der revolutionäre Bruch im Denken des 19. Jahrhunderts* (1941), 4. Aufl. Stuttgart 1958.

Schmitts *Hüter der Verfassung* von 1931 enthält seine Kritik an dem pluralistischen Parteienstaat in der Ausprägung der Weimarer Endphase. Unter Pluralismus versteht Carl Schmitt dabei »die Macht mehrerer sozialer Größen über die staatliche Willensbildung«. Erodieren der Staat im Liberalismus durch die Sprengkraft, die von dem unkontrollierten, ich-verpanzerten Individuum ausgehe, so erscheine der Staat im Pluralismus als Beute ebenso unkontrollierbarer wirtschaftlicher oder nicht wirtschaftlicher *pressure groups*. Jede pluralistische Gruppe beanspruche für sich und ihre Interessen das Zepter der Legalität, um die jeweils andere Gruppe der Illegalität und Verfassungswidrigkeit zu zeihen und sie in eine politische Hors-la-loi-Position (eine »außerhalb des Gesetzes«) zu drängen. Zwischen diesen Mühlsteinen des pluralistischen Kampfes um die Legalität werde dann am Ende der Staat und »die Verfassung selbst zerrieben.«

Carl Schmitt: *Der Hüter der Verfassung* (1931), 3. Aufl. Berlin 1985.

Thor v. Waldstein: *Der Beutewert des Staates – Carl Schmitt und der Pluralismus*, Graz 2008.

Ein Buch, das in dieser kleinen, mit dem unvermeidbaren Mut zur Lücke operierenden *tour d'horizon* durch Carl Schmitts Werk sicher nicht fehlen darf, ist schließlich der *Nomos der Erde*. Es ist die Frucht einer eingehenden Befassung mit dem europäischen Völkerrecht, auf die Schmitt im Jahre 1936 nach seinem ebenso kurzen wie gescheiterten Ritt auf dem braunen Tiger seinen wissenschaftlichen Schwerpunkt verlegt hatte. Der Rang des europäischen Völkerrechts sei – so die Kernthese Schmitts – davon gekennzeichnet, daß es ihm an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert gelungen sei, den Krieg zu hegen: »Das Wesen des europäischen Völkerrechts war die Hegung des Krieges. Das Wesen solcher Kriege war ein geordnetes, in einem gehegten Raum vor Zeugen sich abspielendes Messen der Kräfte. Solche Kriege sind das Gegenteil von Unordnung. In ihnen liegt die höchste Form der Ordnung, deren menschliche Kraft fähig ist ... Die Beseitigung oder Vermeidung des Vernichtungskrieges ist nur dadurch möglich, daß eine Form für das Messen der Kräfte gefunden wird. Dieses wiederum ist nur dadurch möglich, daß der Gegner als Feind auf gleicher Ebene, als *justus hostis* anerkannt wird. Damit ist die Grundlage einer Hegung gegeben ... Eine Einhegung, nicht die Abschaffung des Krieges war bisher der eigentliche Erfolg des Rechts, war bisher die einzige Leistung des Völkerrechts.« Diese gehegte Welt sei am Ende des 19. Jahrhunderts und dann in einem *finale furioso* der besonderen Art, im Ersten Weltkrieg, in sich zusammengebrochen. Seither herrsche der »diskriminierende Kriegsbegriff«, geprägt von dem (Irr-)Glauben, daß der Kriegsgegner ein zu vernichtender Verbrecher sei, gegen den – *tantum licet in bello iusto* – jedes Mittel erlaubt sei. In der Welt, in der wir leben, in der ein »war to end all wars« (Franklin Delano Roosevelt) den anderen ablöst und in der das Völkerrecht nur noch als Maske dient, hinter der rechtsfeindliche Imperialstrukturen ihre Machtansprüche verfolgen, ist Schmitts *Nomos* von bestechender Aktualität. Das Buch kann aber auch deswegen als Klassiker angesehen werden, weil es Geistesgeschichte mit Geopolitik paart und mit dieser geistesgeographischen Methode die gänzlich verschiedene Auffassung, die Kontinentaleuropäer einerseits und angloamerikanische Seemächte andererseits von Recht haben (*Land und Meer*), präzise herausarbeitet. Dabei erfahren die Vereinigten Staaten von Amerika und ihr im 19. Jahrhundert angemeldeter und im 20. Jahrhundert eingelöster Anspruch, das alte Europa und eine aus römischen Quellen gespeiste, europazentrisch geprägte Rechtsordnung abzulösen, eine eingehende Betrachtung. Das erst jüngst wieder eindrucksvoll demonstrierte »hang him high«-Straf- und Völkerrechtsverständnis der USA und deren calvinistisch-puritanisch geprägtes Bewußtsein von der eigenen Auserwähltheit werden hierbei einer Kritik unterzogen, bei der literarische Gewandtheit und juristische Präzision in einer Weise amalgamiert werden, wie sie für Carl Schmitt typisch ist.

Carl Schmitt: *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum* (1950), 2. Aufl. Berlin 1974.

Carl Schmitt: *Die Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff* (1938), 2. Aufl., Berlin 1998.



Carl Schmitt: *Land und Meer* (1942), Köln 1981.

Die Aktualität Carl Schmitts

von Alain de Benoist

Die Menge der Studien über Carl Schmitt gleicht einer steigenden Flut, die alle Dämme bricht und sich in jeden Bereich ergießt. Kaum sechzig Bücher waren ihm gewidmet, als er 1985 starb. Mittlerweile sind es bereits 430. Zugleich wächst weltweit die Anzahl der Übersetzungen. Zur Zeit wird Schmitts Gesamtwerk sogar in Peking herausgegeben. Und während der letzten drei Jahre fanden Kolloquien über sein Leben und Werk der Reihe nach in Los Angeles, in Belo Horizonte (Brasilien), in Beira Interior (Portugal) und in Warschau, in Buenos Aires, in Florenz und in Krakau statt. Man kann also ohne Übertreibung von einer Renaissance der Theorien Carl Schmitts sprechen. Aber mit welchen Folgen?

Zuerst muß auf den Aspekt der Aktualität hingewiesen werden. Genauer gesagt, darauf, daß das Denken Schmitts ein Raster zur Analyse und Interpretation anbietet, dessen Wert sich angesichts bestimmter Geschehnisse und bedrückender Tendenzen des aktuellen Weltgeschehens immer wieder von Neuem erweist. In dieser Hinsicht fesseln vor allem drei Themenkomplexe die Aufmerksamkeit der Beobachter: die Entwicklung des Terrorismus, der Erlaß von Ausnahmegesetzen, um dieses Phänomen in Griff zu bekommen, und schließlich die Evolution des Krieges, die mit einer radikalen Transformation des internationalen Rechts einhergeht.

In seiner *Theorie des Partisanen* analysiert Schmitt die Gestalt des irregulären Kombattanten, der sich der Legalität der Obrigkeitsmächte durch neuartige Formen des Kampfes widersetzt, die er, aus den Umständen abgeleitet, als legitim betrachtet. Der Partisanenkrieg – manchmal als «kleiner Krieg» bezeichnet – hat seit den im 19. Jahrhundert gegen die Truppen Napoleons gerichteten Volksaufständen, vor allem in Deutschland und Spanien, nicht aufgehört, sich weiterzuentwickeln. Das Zeitalter der Dekolonisation brachte eine Vervielfachung der Guerillakriege. Heute sind diese asymmetrischen Kriege zur Regel geworden. Die Hauptakteure der Konflikte, die in der Welt stattfinden, sind nicht mehr allein die Staaten, sondern infra- oder para-staatliche Einheiten, deren

Alain de Benoist: *Carl Schmitt. Internationale Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur*, Graz 2009.

Joachim Schickel: *Guerilleros, Partisanen. Theorie und Praxis*, München 1970.

Angehörige keine Uniformen tragen. Und wenn die Staaten zu allen Zeiten den Partisanen als »Terroristen« denunziert haben, dann ist es heute der Terrorist, der die Tradition des Partisanenkrieges weiterführt.

Der Unterschied zwischen alten und neuen Partisanen ist eng mit der Globalisierung verknüpft. Auch der Terrorismus hat sich entortet. Carl Schmitt schreibt dem Partisanen einen »tellurischen« Charakter zu, was für den Terroristen nicht mehr zwingend gilt. Denn dieser operiert oft genug nicht mehr innerhalb der Grenzen eines einzelnen Staates. Der »planetare Terrorismus« bewegt sich im Gegenteil von einem Land zum anderen, die ganze Erde ist sein Aktionsfeld. Davon abgesehen, treffen jedoch auf den Terroristen sämtliche Charaktermerkmale zu, die Schmitt für den Partisanen anführt: die Irregularität, die gesteigerte Intensität des politischen Engagements, ein ausgeprägter Sinn für eine Legitimität, die quer zu einer Legalität steht, die als institutionalisierte Ungerechtigkeit oder Unordnung wahrgenommen wird.

Schmitt schreibt: »Beim heutigen Partisanen verwischen und überkreuzen sich meistens die beiden Gegensatzpaare von regulär-irregulär und legal-illegal.« Weiter macht er darauf aufmerksam, daß »in dem Teufelskreis von Terror und Gegenterror ... die Bekämpfung des Partisanen oft nur ein Spiegelbild des Partisanenkampfes selbst« sei.

In der Konfrontation mit der Irregularität müssen die Staaten selbst auf irreguläre Methoden des Kampfes zurückgreifen. Sie können dabei ihren eigenen Gesetzen zuwiderhandeln, indem sie Sondermaßnahmen ergreifen, wie etwa jene, die in den USA nach den Attentaten des 11. September 2001 in Kraft traten (*Patriot Act*, die Einrichtung des Lagers von Guantánamo und andere).

Nun kennt man die grundlegende Rolle, die der Ausnahmezustand (oder der Ernstfall) im Denken Schmitts spielt. Der Ausnahmezustand ist für ihn die politische Entsprechung zum Wunder in der Theologie: ein gewaltsames Ereignis, das gegen die »Naturgesetze« verstößt. Schmitt wirft hier den liberalen Verfassungslehrern und den Anhängern des juristischen Positivismus vor, das politische Leben in einem Land als bloße Angelegenheit von durch die Verfassung festgelegten Normen und Regeln zu denken, ohne zu sehen, daß im voraus festgelegte Normen auf den Ausnahmezustand nicht anwendbar sind, da dieser seiner Natur nach unvorhersehbar ist. Der Ausnahmezustand kann ebensowenig vorausgesehen werden wie die Mittel, die notwendig sind, um ihn unter Kontrolle zu bringen. Nur eine souveräne Autorität ist dazu in der Lage. »Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.« Umgekehrt bedeutet das Wissen darum, wer im Notfall entscheidet, im selben Zug das Wissen, wo sich die Souveränität befindet.

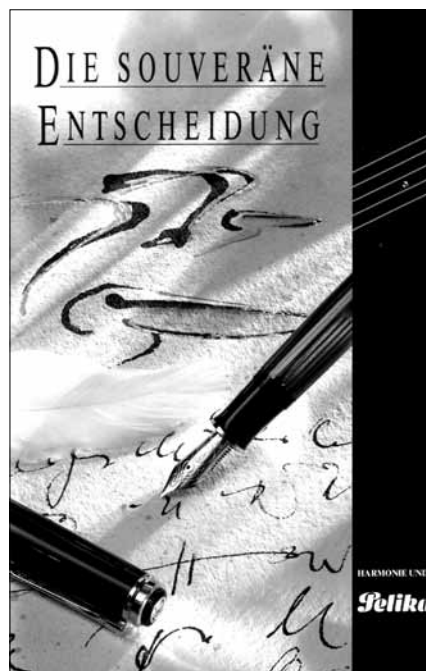
Im Gegensatz zu dem, was manche Autoren meinten behaupten zu können, macht dies Carl Schmitt jedoch nicht zum »Vater« jener Sondermaßnahmen, die in den westlichen Ländern unter dem Vorwand des »Krieges gegen den Terror« die bürgerlichen Freiheiten einschränken und eine Überwachungsgesellschaft errichten. Tatsächlich muß der Ausnahmezustand definitionsgemäß die Ausnahme sein – und das ist er heute von Tag zu Tag weniger.

Die Evolution des Krieges und des internationalen Rechts ist ein anderes bedenkenswertes Thema. Mit den »humanitären Kriegen«, deren Zeugen wir heute sind, wandeln sich die Kriege in Polizeiaktionen, die die Souveränität der Staaten verletzen. Wie Carl Schmitt dargestellt hat, sind sämtliche traditionellen Unterscheidungen zwischen Hinterland und Front, Kombattanten und Zivilisten, regulären und irregulären Truppen, Polizei und Armee, Außenpolitik und Innenpolitik nach und nach aufgelöst worden.

In einem Zeitalter, in dem der »heiße Friede« den »kalten Krieg« abgelöst hat, verschwindet letztendlich die Grenze zwischen Krieg und Frieden: Wenn die Waffen schweigen, dann wird der Krieg mit Propaganda und »Umerziehung« fortgeführt. Man verliert sogar aus den Augen, daß das Ziel des Krieges der Frieden ist.

Die Arbeiten von Carl Schmitt, insbesondere *Die Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff* (1938), lassen verstehen, daß die »humani-

Alain de Benoist:
*Carl Schmitt und der
Krieg*, Berlin 2007.



*Nebenstränge Schmittscher
Aktualität – Werbung
aus den 80er Jahren*

tären Kriege«, die diskriminierende Kriege sind, zu einem großen Teil eine Rückkehr zur Vorstellung eines »gerechten Krieges« im Sinne der mittelalterlichen Theologie bedeuten.

Um die Beziehungen zwischen den Staaten zu regeln, begriff das alte Völkerrecht (*ius publicum europaeum*), das nach dem Westfälischen Frieden den Glaubenskrieg beendete, den Krieg als Krieg, in dem jedem Teilnehmer sein Recht zugestanden wurde: *justus hostis* (der gerechte, das heißt: der legitime Feind), und nicht *justa causa* (die gerechte Sache).

Dies erlaubte es, den Krieg in einem bestimmten Rahmen zu hegen, woraus sich auch die Wichtigkeit eines *ius in bello* (Recht im Kriege) ableitet. Der diskriminierende Krieg, der den »gerechten Krieg« des Mittelalters wieder auferstehen läßt, ist ein Krieg, in dem diese Errungenschaften verlorengehen. Der Feind ist nicht mehr ein Gegenspieler, der unter anderen Umständen genauso gut ein Verbündeter sein könnte. Er ist zum absoluten Feind geworden. Verteufelt, kriminalisiert, als Figur des Bösen hingestellt, ist er ein Feind der Menschheit, der nicht nur geschlagen, sondern ausgeradiert werden muß. Infolgedessen darf jegliches Mittel – wirtschaftliche Sanktionen, Bombardierung der Zivilbevölkerung etc. – gegen ihn angewandt werden, denn Friedensverhandlungen mit ihm stehen außer Frage, es sei denn auf der Grundlage einer bedingungslosen Kapitulation.

Schmitt zeigt, daß die ideologischen und »humanitären« Kriege der Moderne – die den Feind moralisch disqualifizieren, statt ihn als Gegner anzuerkennen, dem man auch, wenn man ihn bekämpft, seine Gründe zugesteht – den Verlauf von Religionskriegen angenommen haben. Sie zeigen den gleichen erbarmungslosen und totalen Charakter.

In seinem Bestreben, eine neue Theorie des internationalen Rechts auf der Basis des »konkreten Ordnungsdenkens« zu entwickeln, verkannte Schmitt jedoch nicht, daß das *ius publicum europaeum* nicht wiederherzustellen war: Die alte eurozentrische Ordnung, die auf rein staatlichen Grundlagen beruhte, war verschwunden. Deshalb sprach er sich für eine »Verräumlichung« der politischen Auseinandersetzungen aus, im Geiste des alten Prinzips *cujus regio, ejus religio*. Daraus erwuchs seit 1938 seine Theorie des »Großraums«, die von den Ideologen der SS, insbesondere Werner Best und Reinhard Höhn, scharf kritisiert wurde. Schmitt betonte, daß Europa sich als Großraum mit dem Deutschen Reich als natürlichem geopolitischem Mittelpunkt organisieren und mit einem Gegenstück zur Monroe-Doktrin ausstatten müsse, die es den Vereinigten Staaten seit 1823 erlaubte, jegliche fremde militärische Präsenz im nord- und südamerikanischen Raum zu untersagen. Hier bezog Schmitt Stellung für ein *Pluriversum*, eine multipolare Welt, gegen ein Universum, eine Welt, die durch die Vorherrschaft einer einzigen Supermacht geeinigt würde. Auch dies ist eine Alternative von höchster Aktualität.

Seine Ansichten gipfeln in dem großen Buch aus dem Jahre 1950, *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*, in dem sich Schmitt auch mit der neuen Weltordnung befaßt, die dem Zerfall des Systems von Jalta folgen würde. Dieses wiederum hatte 1945 das westfälische Modell und die eurozentrische Staatenordnung abgelöst, die im Gefolge der Entdeckung Amerikas entwickelt worden war.

Manche Autoren meinen jedoch, daß sich im Werk Carl Schmitts noch weitere äußerst aktuelle Betrachtungen fänden. Für eine Anzahl von »Linksschmittisten« – wie Danilo Zolo, Chantal Mouffe, Gopal Balakrishnan und noch einige andere –, besteht das größte Verdienst Schmitts darin, aufgezeigt zu haben, daß schon der Begriff »liberale Demokratie« ein Widerspruch in sich selbst ist. Der liberalen parlamentarischen Demokratie feindlich gesinnt, die er wie Donoso Cortés auf die »ewige Diskussion« zurückführte, attackierte Schmitt den Liberalismus und die Demokratie auf eine Weise, die an Rousseau erinnern mag, insbesondere in seiner Kritik der Repräsentation.

Im Grunde oligarchischer Natur, negiert die Repräsentation die Souveränität des Volkes. Schmitt hält dagegen an einer Demokratie des plebiszitären Typus fest, das heißt an einer partizipativen und direkten Demokratie. In einer demokratischen Gesellschaft, schreibt er, müssen die Entscheidungen der Regierenden den Willen der Regierten ausdrücken. Diese Übereinstimmung ist das Kennzeichen der Demokratie. Die Abstimmung (oder die »Akklamation«) ist nichts anderes als ein Mittel, sie zu bestätigen. Daher ist nicht die Freiheit das demokratische Prinzip, son-

Jens Hacke: »Mit Schmitt in den Krieg – mit Schmitt gegen den Krieg«, in: *Ästhetik und Kommunikation* XXXIII, Berlin 2002.

Ulrich Thiele: »Der Pate. Carl Schmitt und die Sicherheitsstrategie der USA«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, August 2004.

dern die Gleichheit: Die Bürger mögen unterschiedliche Fähigkeiten haben, aber insofern sie Bürger sind, sind sie, politisch gesehen, Gleiche.

Andere wiederum sind – und das nicht ohne Grund – der Meinung, daß der Gegensatz, den Carl Schmitt zwischen Land und Meer aufstellte, es auch erlaubt, die Tiefenstruktur der Postmoderne zu verstehen, die Zygmunt Bauman als »flüssige Modernität« definiert hat. In einem kleinen Buch mit dem Titel *Land und Meer* entwickelte Schmitt 1942 eine Dialektik des Tellurischen und Maritimen, deren Ableitungen weitreichend sind. Das Politische impliziert eine Grenze, es steht also auf der Seite der Erde. Das Meer kennt keine Grenzen, sondern nur Strömungen und Gegenströmungen. Es steht also auf der Seite des Handels und der Wirtschaft. Tellurische Logik und maritime Logik tauchen in der Geopolitik wieder auf, in der jahrhundertalten Auseinandersetzung zwischen Seemächten (gestern Großbritannien, heute die Vereinigten Staaten) und Kontinentalmächten (Europa).

Und schließlich ist es wichtig zu betonen, daß die Unterscheidung Freund-Feind, dieses zentrale Leitmotiv des Schmittschen Denkens, sich nicht allein auf eine potentielle Bedrohung reduzieren läßt. Sie begründet auch konkret die politische Existenz eines Volkes. »Volk« impliziert eine substantielle Identität, die in solcher Weise geteilt wird, daß die Mitglieder der politischen Gemeinschaft, wenn notwendig, bereit sind, für ihre Fortexistenz zu kämpfen und zu sterben. Staatsbürgerschaft und politische Gemeinschaft müssen zusammenfallen. Der Ursprung der Verfassungen liegt nicht im Gesellschaftsvertrag, sondern im Willen eines bestehenden Volkes wie auch der politischen Gemeinschaft, als verfassungsgebende Macht aufzutreten und über die konkrete Form seiner kollektiven Existenz zu bestimmen.

Der Kritik zum Trotz, der er wohlgerne weiterhin ausgesetzt ist, sind es all diese hier nur kurz abgehandelten Gründe, die Carl Schmitt mit Fug und Recht im Urteil der bedeutenden Geister aller Lager in den Rang des »letzten großen Klassikers« (Bernard Willms) erheben, an die Seite eines Machiavelli, eines Hobbes, eines Locke oder eines Rousseau.

Günter Zehm: »Wir Landtreter – eine Hommage an den ehrbaren Kaufmann«, in: *Sezession* 27, Schnellroda, Dezember 2008.

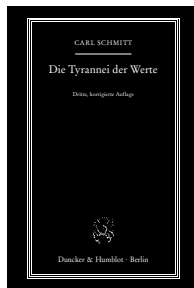
Carl Schmitt – Neuerscheinungen



Reinhard Mehring (Hrsg.)
**„Auf der gefährlichen Straße
 des öffentlichen Rechts“**

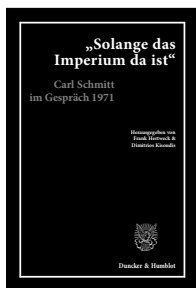
Briefwechsel Carl Schmitt –
 Rudolf Smend 1921 – 1961

Mit ergänzenden Materialien.
 12 Bildtafeln; 208 S. 2010
 (978-3-428-13394-9) Engl. Br. € 28,-



Carl Schmitt
Die Tyrannei der Werte

3., korrigierte Aufl.
 Mit einem Nachwort von
 Christoph Schönberger
 91 S. 2011 (978-3-428-13457-1)
 Engl. Br. € 18,-



„Solange das Imperium da ist“

Carl Schmitt im Gespräch mit
 Klaus Figge und Dieter Groh 1971

Hrsg., kommentiert und eingeleitet von
 Frank Hertweck und Dimitrios Kisoudis
 in Zusammenarbeit mit Gerd Giesler.
 Mit einem Nachwort von Dieter Groh
 1 Abb.; 198 S. 2010
 (978-3-428-13452-6) € 28,-



Carl Schmitt
**Staatsgefüge und Zusammenbruch
 des zweiten Reiches**

Der Sieg des Bürgers über den Soldaten
 Hrsg., mit einem Vorwort und mit Anmerkungen versehen von Günter Maschke
 Anhang:
 Die Logik der geistigen Unterwerfung
 XLVI, 117 S. 2011 (978-3-428-12362-9)
 Lw. (mit Schutzumschlag) € 38,-

Ein Verzeichnis der Literatur von Carl Schmitt bei Duncker & Humblot finden Sie unter:

www.duncker-humblot.de/carlschmitt

Erkenne die Lage!

ein Gespräch mit Günter Maschke

SEZESSION: Vier Jahre nach Ihrer Rückkehr aus Kuba erschien die *Kritik des Guerillero* (1973), eine Abrechnung mit Che Guevara in Anlehnung an Carl Schmitt. Warum, Herr Maschke, hat es sechs weitere Jahre gedauert, bis Sie Schmitt persönlich kennenlernten?

MASCHKE: Ich habe Schmitt damals für einen bösen Mann gehalten. Meine Ablösung vom Kommunismus dauerte jahrelang. Selbst in der *Kritik des Guerillero* kritisiere ich Schmitt ja. Damals hatte ich erst ein Buch von ihm gelesen, die *Theorie des Partisanen*. Ich weiß gar nicht mehr, wann ich Interesse bekam, Schmitt zu kontaktieren. Ich schrieb 1979 die Sendung »Carl Schmitt und der Nationalsozialismus« für den *Hessischen Rundfunk*; und glaube mich erinnern zu können, daß Schmitt telefonisch diese Sendung von mir auch kritisierte. Und dann habe ich ihn 1979 besucht, in der Gründungsphase der Edition Maschke. Vorher hatte ich antiquarisch den *Leviathan* gefunden, für stolze sechs Mark, und wollte dieses Buch unbedingt herausbringen. Ich war fasziniert von dem Buch, das ich damals nicht verstand und heute noch nicht glaube zur Gänze zu verstehen. Ich habe mit ihm Verträge abgeschlossen über *Hamlet und Hekuba*, über *Land und Meer*, über *Römischer Katholizismus* und über den *Leviathan*. Er hat den Vertrag unterschrieben, am anderen Tag rief er mich an und wollte davon zurücktreten. Und dann habe ich gesagt: »Nein, Sie ha-

ben unterschrieben, ich mache das Buch jetzt.« Das war immer so bei Schmitt, daß er zuerst herumzeterete; doch wenn man ihm etwas energisch kam, neigte er dazu, einzuknicken. Und er glaubte, daß das etwas bedeute auf der Weltenuhr, daß der *Leviathan* verlegt wird. Er hätte ja sagen können, das interessiert den Maschke als Buch oder er will damit Geld verdienen. Er sagte: »Dann erklärt Menachem Begin der Bundesrepublik den Krieg.«

SEZESSION: Was hielt Carl Schmitt eigentlich von Ihnen?

MASCHKE: Das Problem des Verhältnisses zwischen Schmitt und mir war, daß er sich keinen Vers darauf machen konnte, daß ich a) sehr frech zu ihm war, sehr dreist, aber b) gleichzeitig einer der wenigen sein würde, die mit ihm durch Dick und Dünn gingen. Und dann hat ihn mein angeblich so abenteuerliches Leben interessiert (er kannte ja den »üblichen« Akademiker), wobei er immer sagte, er habe Probleme mit der Mentalität des Revolutionärs, der ich ja vielleicht war — er wäre Jurist. Er hat mich immer gewarnt vor meinem Engagement für ihn, das würde mir sehr schaden (was sich dann übrigens auch bewahrheiten sollte). Als ich das erste Mal zu ihm kam, '79, hat er in der Tür noch im Stehen einen Konvent entwickelt und gesagt, er hätte ja '32 noch massiv vor den Nazis gewarnt und '36 hätte ihn das SS-Organ *Das Schwarze*

Korps schwer angegriffen. Da sagte ich mit donnernder Stimme: »Da waren doch ein paar Jahre dazwischen!« Er hatte ein merkwürdiges Bedürfnis, immer darauf hinzuweisen, daß er kein »Nazi« gewesen war. Ich sagte: »Mich interessiert das wenig. Man kann nicht sein ganzes Leben ununterbrochen anständig sein.« Das gefiel ihm. Ich halte die Aufregung auch heute noch für völlig überproportioniert. Selbst wenn alle Vorwürfe gegen Schmitt stimmen und man sie so bewertet, wie eine Anti-Schmitt-Industrie sie zu bewerten pflegt, ist das eigentlich für den Rang und das Interesse an einem großen Theoretiker unwichtig. Ich selbst habe ihn oft genug getroffen und würde behaupten, daß sein Charakter wohl besser war als die Fama davon. Ich habe ihn als guten Freund kennengelernt. Man darf auch nicht vergessen, daß Schmitt lebenslange Freundschaften hegte zu Leuten, die ihm keineswegs geistig nahestanden, zum Beispiel die jahrzehntelange Freundschaft mit einem Mann wie dem spanischen Rechtswissenschaftler Álvaro d'Ors, der ihn eigentlich nur kritisiert hat, und zwar ziemlich heftig, wenn sie auch die gleichen Feinde hatten, vielleicht. Die Freundschaft hing bei ihm nicht ab von Übereinstimmungen.

SEZSSION: Er hatte Freunde im gesamten politischen Spektrum. Kann man von Schmitt selbst sagen, daß er konservativ war oder rechts?

MASCHKE: Er war rechts, würde ich sagen. Es ist ein Eingriffsdenken. Man muß einen Damm bauen gegen das Chaos. Wer besiegt das Chaos, wer hält den Bürgerkrieg zurück? Das ist das Primäre. Mit welchen Mitteln, das ist weniger wichtig. Für mich gehört er auch gar nicht zur »Konservativen Revolution«, das ist ja zum Teil Politische Romantik, »Poesie« – das fehlt bei ihm. Er wäre für die Monarchie gewesen, wenn ihm das als ein plausibles Modell zur Hintanhaltung oder Verhinderung des Bürgerkriegs gedient hätte. Er hat sich auf gewisse juristische Mittel der Auslegung einer Verfassung, deren Grundlegung er akzeptierte, beschränkt. Es gibt ja eigentlich nur einen bedeutenderen Staatsrechtslehrer der Weimarer Zeit, nämlich Axel Freiherr von Freytagh-Loringhoven, der sagte: »Weimar ist eine illegale Geschichte.« Der war ja nicht einmal Mitglied der Deutschen Staatsrechtslehrer-Vereinigung.

SEZSSION: Was ist für Sie der beste Text von Carl Schmitt?

MASCHKE: Was ich für wichtig halte, ist im Grunde ein Literaturbericht: *Die Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff*. Den halte ich für sehr, sehr gut. Das scheint mir ein Problem, das spätestens 1918 beginnt, das unsre ganze Gegenwart überschattet, wo mit zum Teil edelsten (oft nur vorgetäuschten) Ambitionen der größte Unsinn angestellt wird. Wobei man sagen könnte, daß Schmitt noch gar nicht genug hingelangt hat; man könnte bedauern, daß er da nicht den zweiten und dritten Teil dazu geschrieben hat. Was damals, zur Zeit des Völ-

kerbundes, noch auf dem Papier blieb, das ist heute, vor allen Dingen, wenn die USA mitspielen, machbar. Wenn der Krieg ein Unrecht ist, zerfällt er in Verbrechen und Bestrafung. Er ist kein Rechtszustand mehr, findet aber trotzdem statt. Der Staatenkrieg ist nach meiner Meinung kein Auslaufmodell; aber im Moment gibt es andere Formen, die gar nicht von diesem Modell, das mir ziemlich sympathisch ist, erfaßt werden. Der schönste Text von Schmitt ist vielleicht *Land und Meer*, der bedeutendste *Der Nomos der Erde*.

SEZSSION: Was ist das beste Buch über Carl Schmitt? Es gibt ja einige ...

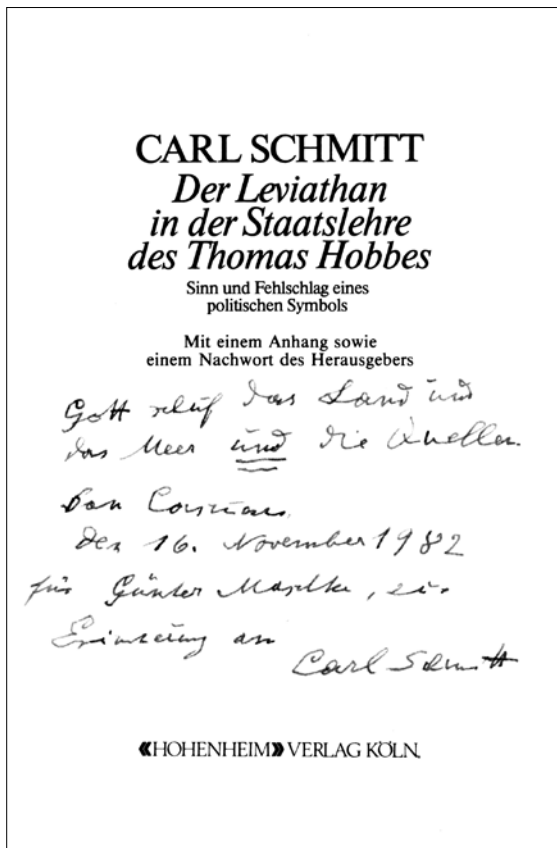
MASCHKE: Ja, es gibt 500 inzwischen. Ich kenne sicher 300, habe einen großen Teil meines Lebens mit diesem Unsinn verbracht. Ich will ein Anti-Schmitt-Buch erwähnen, das angesichts der Problematik trotzdem eines der besten zu sein scheint. Das ist Hasso Hofmann: *Legitimität gegen Legalität* (1964). Vielleicht auch noch einen fürchterlich dicken Schinken von 900 Seiten aufwärts: Carlo Galli: *Genealogia della politica* (1996). Das finde ich sehr komplett. Carlo Galli ist einer der besten Interpreten Schmitts. Es gibt auch Bücher, die einzelne Punkte gut bringen, zum Beispiel Thor von Waldstein: *Der Beutewert des Staates* (2008). Sehr gut auch: Helmut Quaritsch: *Positionen und Begriffe Carl Schmitts* (1989).

SEZSSION: Der Politologe und der Jurist Carl Schmitt sind zwei Antagonisten, die sich herauschälen, als ungefähr gleichzeitig die Verfassungslehre und Der Begriff des Politischen entstehen. Wie verhalten sich beide zueinander?

MASCHKE: Ich glaube, daß der Jurist den Politologen oft überwindet zu Ungunsten Carl Schmitts. Sehen Sie sich mal an, wie soft in der *Verfassungslehre* das Diktat von Versailles behandelt wird. Es gibt bei ihm diesen Begriff »das Politische«, eine sehr ungewöhnliche Substantivierung, obgleich sie schon vor Schmitt gelegentlich auftaucht. Die Verfassung ist ein Flußbett für die Politik. Und ich glaube, das Denken Schmitts muß so verstanden werden: Der Staat hat nicht mehr das Monopol der Politik, das Politische kann überall sein, aber er will es wieder beim Staat festmachen. Es ist nicht überinterpretiert, wenn man sagt, daß da, wo das Politische ist, wieder Politik sein soll. Das ist ein Motiv bei ihm, das er vielleicht hätte formulieren sollen. Das Politische vagabundiert, es ist wie die Gefahr bei Clausewitz – die ist »überall«. Die Bürgerkriegsgeladenheit sollte beendet werden durch den Staat. 1928 sah es ja aus, als ob die Weimarer Republik sich festige, als ob es uns gelinge, das Diktat von Versailles peu à peu zu überwinden. '28 beginnt aber nach einem kurzen Honigmond auch wieder die Auseinandersetzung mit Frankreich. Die stresemannsche Euphorie verwehte rasch.

SEZSSION: Wie steht es heute um die politische Unterscheidung von Freund und Feind?

MASCHKE: Heute besteht die Möglichkeit eines internationalen religiösen Bürgerkrieges, der sich wahrscheinlich nur so drapiert. Auch früher waren die Religionskriege vielleicht nur Kaschierungen für etwas ganz anderes, bekamen aber von daher ihre Intensität. Ich weiß nicht, ob es Religionskriege jemals gegeben hat oder ob es nur der Aufputz war, der dann aber entscheidend war für den Charakter der Auseinandersetzung. Oder es kann ein geopolitischer Kampf werden: Wer kontrolliert das Herzland, deshalb die sich andeutende russisch-chinesische Allianz, während die Europäische Union in diesem ganzen Spiel kein Faktor sein will und auch nicht sein kann.



»Gott schuf das Land und das Meer und die Quellen« – Widmung von Carl Schmitt an Günter Maschke, 1982

SEZESSION: Artikel 48 war in der Weimarer Verfassung der Ort, an dem das Politische in die Verfassung trat, wo es darum ging, den Bürgerkrieg zu verhindern. Als sein Interpret war Carl Schmitt schon vor der Verfassungslehre bekannt geworden.

MASCHKE: Der Artikel 48 konstituierte ja keine neue Republik. Wenn die Ausnahme erfolgreich ist, kommt wieder die Regel. So wie Schmitts »Freund« Donoso Cortés sagte: Nur freie Völker haben einen Ausnahmezustand, weil sie auch wieder in die Regel zurückfinden. Die Ausnahme ist dazu da, die Regel zu retten. Heute wissen wir (das wußte schon Schmitt), daß, wenn ich das einmal mache, zumindest unter modernen Verhältnissen, ich nicht zum *status quo ante* zurückkehren kann. Ich erreiche einen neuen Plafond. Was ist das dann? Wenn der Artikel 48 handhabbar geblieben wäre, wäre das

noch Weimar gewesen? War die Präsidialdiktatur, die mit ihm arbeitete, war die noch Weimar? Da kann man natürlich sagen: Nein. Wenn man sagt »nein«, kann man Zweifel haben, ob Schmitt '32 noch Weimar verteidigen wollte, wie er sagte. Hitler konnte mit »Weimar« gar nicht verhindert werden – auch nicht mit einer so fragwürdigen Verfassungsdeutung, wie sie Schmitt vorschlug. Der Historiker Karl Dietrich Bracher würde sagen: Diese Reserve-Verfassung war der Untergang, deshalb gab es keine Notwendigkeit, sich im parlamentarischen Sinne zu einigen. Ich glaube aber, die Sache ist schiefgegangen, weil der Artikel 48 zu schwach war. Er war eben auch bei Schmitt, der ihn radikaler auslegte als viele seiner Kollegen, zu schwach, um gewisse Dinge erfolgreich zu unterbinden – etwa durch eine wirklich funktionierende Unterdrückung der Flügelparteien.

SEZESSION: Im Prozeß Preußen contra Reich wurde Carl Schmitt als Prozeßvertreter des Reichs zum »Kronjuristen« der Präsidialdiktatur. Hatte er dabei ein eigenes Motiv?

MASCHKE: Sicher hatte er ein Motiv, und zwar die Beseitigung des Dualismus zwischen Preußen und Reich. In irgendeiner Form, behaupte ich, mußte das passieren. Sonst hätte man Preußen in mehrere Teile zerlegen müssen. So unlogisch ist das nicht bei einem Föderalismus, wo drei Fünftel des Reiches gegen die Politik des Reiches arbeiten, mit eigenen Gewaltmitteln, wobei man viel schneller mobilisierbar war.

SEZESSION: Es gibt im Werk vor und nach 1933 Brüche. Von »Diktatur« ist schnell nicht mehr die Rede.

MASCHKE: Der Nationalsozialismus verstand sich ja nicht als Diktatur. Interessant ist, daß die Nationalsozialisten Carl Schmitt vorwarfen, später, als er in Mißkredit kam, der Kronjurist der Papendiktatur, der Kronjurist der Schleicherdiktatur, der Kronjurist der Brüningdiktatur gewesen zu sein. Sie hatten vor den Präsidialdiktaturen mehr Bammel als vor der vorherigen Demokratie, die mit Hermann Müller endete. Und sie haben sie nach der ersten Phase, als es gewisse Kollaborationen mit der Rechten gab, durchaus nicht als verwandt begriffen, sondern als Gefahr. Schmitt hat den Preußenschlag auch in *Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reiches* als Vorläufer des Nationalsozialismus beschrieben, aber er war der Versuch, ihm das Wasser abzugraben durch Verhinderung einer Koalition NSDAP-Zentrum in Preußen. Diese Kollaboration mit Hitler, ja, er hat da schon gewisse Hoffnungen hineingesetzt, wie so viele: »Das ist alles noch nicht das Wahre, aber Deutschland kommt aus diesem Elend heraus.« Doch niemand zwang Schmitt, zu allen möglichen Dingen Stellung zu nehmen. Er sagte, er wollte dem Unsinn eine Richtung geben, einen Sinn geben — aber welchen? Ich behaupte nicht, daß er die Situation überblickt hat. Es gibt auch so spießige Redensarten von ihm: »Ja, ich fühlte mich ihm geistig überlegen, dem Hitler.« Ich

sagte zu ihm: »Das ist doch ganz egal. Wenn der Hitler gewünscht hätte, daß Sie sich die Füßchen im russischen Schnee vertreten, da hätte Ihnen Ihre Überlegenheit nichts genutzt.« Das fand er ganz gut, solche Flapsigkeiten. Er glaubte, daß die Bewegung einen großen Theoretiker, einen großen Ideologen braucht. Dazu war er bereit. Und dann haben die gemerkt, wohin er sie führen wollte. Das haben die ganz richtig gesehen, etwa Reinhard Höhn und Werner Best. Und dann kam es eben: Der hatte die Juden als Freunde, der hat diese Präsidialkabinette unterstützt, der ist Katholik und ähnliches.

SEZESSION: Helmut Quaritsch hat die These aufgestellt, Carl Schmitts Texte im Nationalsozialismus seien als Verballhornung des nationalsozialistischen Jargons zu lesen. Wie muß man die Texte aus jenen Jahren richtig lesen?

MASCHKE: Ich bezweifle die Version von Quaritsch, es mag hier und da mitspielen, aber es gab natürlich schon eine partielle Identifikation Schmitts mit dem Nationalsozialismus, auch wenn er kein Nazi war. So war das bei vielen. Der Widerstand ist erklärungsbedürftiger als die (partielle) Zustimmung, – es sei denn, man war Jude oder Kommunist. Etwas anderes als nationalsozialistische Literatur ist aber Literatur, die während des Nationalsozialismus veröffentlicht wurde. Im Dritten Reich wurden viele Probleme angesprochen, die nicht direkt mit dem Nationalsozialismus zu tun hatten, sondern mit dem Auftreten Deutschlands als Machtfaktor.

SEZESSION: Wie ist die Großraumordnung von 1938 zu verstehen?

MASCHKE: Europa braucht einen Chef (das sollten wir sein), der die Eigenschaften der Völker bewahrt. Das Europa von Schmitt will die Völker nicht auslöschen, es soll etwas zwischen Staatenbund und Bundesstaat sein; es sollte die Qualitäten des Staates transformieren, aber erhalten. Es sollte auch kein Überstaat werden, man sollte es auch als Kleinvolksmitglied mit einer gewissen Beruhigkeit aufnehmen. Vieles blieb unklar – Schmitt zitiert ja Ernst Jünger in einem Motto: »Wir gleichen Seeleuten auf ununterbrochener Fahrt und jedes Buch kann nicht mehr als ein Logbuch sein.« Deutschland sollte die dritte Position halten, Deutschland zwischen Ost und West. Selbst im Kaiserreich dachte man so: Wir machen die westliche Dekadenz nicht mit, wir machen die östliche Despotie nicht mit – mit zum Teil guten Argumenten. Manchmal erscheint das wie eine Neuauflage gewisser Ideen im Wilhelminismus (die nicht unbedingt wilhelminisch waren); selbst die Kontinentalblockidee ist Wilhelm II., das ist ja nicht Haushofer. Insofern gibt es eine Linie preußisch-deutschen Großmachtsdenkens, die im Nationalsozialismus fortgeführt wird. Schmitt sagte, das ist ein Zeichen der Zeit, es entwickelt sich jetzt eben unter nationalsozialistischem Schirm der Großraum mit diesem Machtanspruch, aber er träumte nicht von einer völligen Verschmelzung der Nationen. »Hegemonialer Föderalismus«, nannte das sein

Schüler Ernst Rudolf Huber. Ist die Europäische Union ein Großraum? Ich würde als Schmitt-Anhänger sagen: Nein. Warum? Es gibt keine Homogenität des Bundes, es gibt keine Einigkeit über den Feind, es gibt kein wirklich gemeinsames politisches Projekt. »Europa« ist ein System geworden, – und das ist ein entscheidender Punkt –, das Gehorsam fordert, ohne Schutz zu bieten. Das muß scheitern.

SEZESSION: Wie bewerten Sie Carl Schmitts Spätwerk nach dem Weltkrieg?

MASCHKE: Der *Nomos der Erde* ist ja Ende '44, Anfang '45 voll abgeschlossen, aber erst '50 veröffentlicht worden. Das ist ja schon resignativ-melancholisch. Im Grunde ist mit dem Niedergang Europas als Ergebnis des Zweiten Weltkrieges sein Interesse erschöpft. Wenn Schmitt '45 gestorben wäre, dann wäre vielleicht aus dem Nachlaß noch der *Nomos* auf uns gekommen, im Grunde hatte er aber sein zentrales Thema, das eben gebunden ist an das *Ius Publicum Europaeum* bis zu dessen Untergang im Zweiten Weltkrieg, verloren. Er war jetzt ein alter Mann, der auf Post und auf Besuche wartete. In der Bundesrepublik hat er sich ziemlich unwohl gefühlt. Er hat das aber nicht mit Untergangshypothesen verbunden wie beispielsweise Winfried Martini, dessen Buch *Das Ende aller Sicherheit* von Schmitt ja Seite um Seite umgepflügt und beraten und diskutiert wurde. Martini vermutete, dieser Staat müsse sterben, weil er eine Demokratie und weil er nicht souverän sei. Dazu hat sich Schmitt gar nicht hinreißen lassen, es gibt bei ihm keine Erklärung über die Lebensdauer der Bundesrepublik, da haben sich ja viele Rechte leider geirrt.

SEZESSION: Wie steht es um die Diskriminierung des Krieges in der neuen »Weltordnung«?

MASCHKE: Von dem Volljuristen Theodor Storm gibt es einen Vers: »Der Eine fragt: was kommt danach? / Der Andre fragt nur: ist es recht? / Und also unterscheidet sich / Der Freie von dem Knecht.« Was heißt das? Das muß heißen, nach der sprachlichen Logik, daß der Freie als erster nach den Folgen fragt, während »Knecht« sich auf »recht« reimt. Was kommt danach – wenn diese Autorität, dieser Weltstaat etabliert wäre, so argumentieren ja Georg Schwarzenberger oder Hans Morgenthau, diese »Realisten«, auch Raymond Aron, dann wären diese Interventionskriege in Ordnung. Da kann ich immer noch fragen: »Was kommt danach?« Ist das Völkerrecht dazu da, daß die Staaten aufhören? Oder wäre das das Ende allen Völkerrechts? Hermann Heller sagte, es müsse mindestens zwei Staaten geben, damit es ein Völkerrecht gibt; es ist gebunden an die Pluralität der Staatenwelt. Das halte ich auch für sinnvoll. Krieg und Friede sind gleich ursprünglich, alternierend und korrelativ: das *Recht des Krieges und des Friedens*, wie Hugo Grotius sagte, in dieser Reihenfolge. Später wurde der Krieg immer kleiner und häßlicher, wenn man die Lehrbücher über die Jahrhunderte verfolgt. Ich kann nicht den Krieg im-

mer weiter diskriminieren und dann sagen: Jetzt mache ich einen Vorgriff, jetzt bombardiere ich die und die, jetzt interessiert mich das Völkerrecht schon nicht mehr. Der Bruch mit dem noch geltenden Völkerrecht ist die logische Folge aus dem Verfall des Völkerrechts. Das Völkerrecht muß immer Kriegs- und Friedensvölkerrecht sein, es steht und fällt mit der Regulierung von Krieg und Frieden. Und wenn der Krieg die anthropologisch gesetzte Hälfte des Menschen ist, dann kann ich ihn nicht zum Verbrechen erklären und sagen, auf einem Bein steht das Völkerrecht besser.

SEZESSION: Sie schreiben ein Buch über diese Selbstzerstörung des Völkerrechts. Wo wenden Sie sich gegen Ihren Lehrer Carl Schmitt?

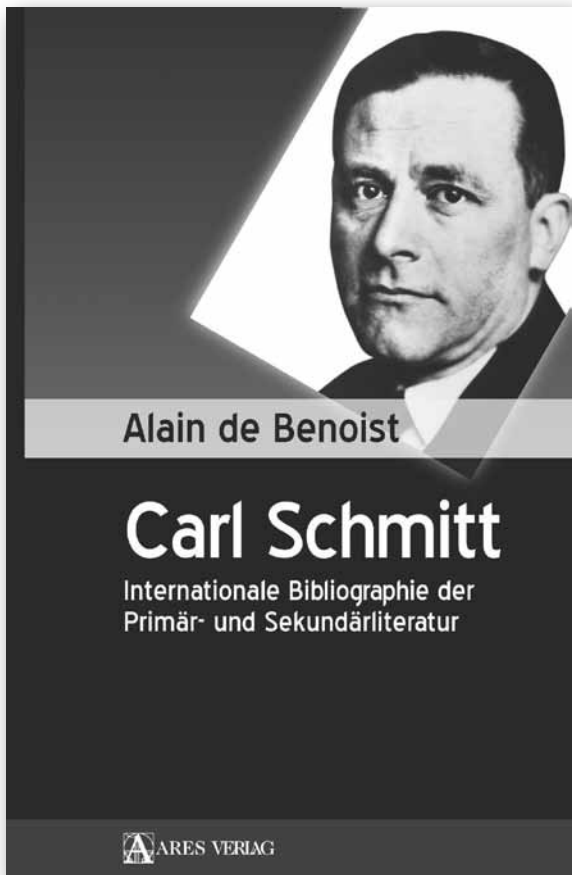
MASCHKE: Mit dem gerechten Krieg der Kirchenväter könnten wir vielleicht heute noch etwas anfangen, wenn wir brav und fromm genug wären. Den muß man wirklich abgrenzen gegen die heutige säkulare Usurpation des gerechten Krieges. Da ist eine christliche Idee in die Hände von Freimaurern und Menschenrechtsfanatikern gefallen, weil die säkularisierte, die angeblich aufgeklärte, gottlose, autoritätslose Welt die Insignien der Heiligkeit usurpiert. Heute heißt »gerechter Krieg« ein Techno-Massaker ohne eigene Verluste mit soundsoviel hunderttausenden Opfern (siehe Irak). Das ist der absolute Gegensatz zum gerechten Krieg der Kirchenväter, für den die Proportionalität zentral war: Die Übel, die mit der Abschaffung des Übels verbunden waren, mußten geringer sein als dieses Übel. Generell werfe ich Schmitt vor, daß er diesen Unterschied nicht deutlich genug gemacht hat. Im Grunde hat er mit seiner Kritik des modernen gerechten Krieges, der heute eben viel effektiver realisiert werden kann als in der Zwischenkriegszeit, den restriktiven Sinn des gerechten Krieges im christlichen Mittelalter verdunkelt. Er deutet es an, er hätte es aber ganz klar herausarbeiten müssen. Meine Grundthese, die Schmitt goutiert hätte, ist ja, daß nach jedem Desaster diese Diskriminierung des Krieges weiter verschärft wird: Nach Haag kam Versailles, nach Versailles kam Kellogg, nach Kellogg kam Stimson, danach die UNO undsoweiter. Und was wurde angeheizt? Die Repressalie, der gerechte Krieg als Kriegsverschärfung, die Aufspaltung des Krieges in Verbrechen und Bestrafung. Das ganze Kriegsrecht ist schon in der Zwischenkriegszeit völlig vernachlässigt worden, weil man ja sowieso keine Kriege führen wollte, sondern Bestrafungsaktionen gegen »Angreifer«. Ein sehr wichtiges Problem dabei: Wer stellt die – wirklich zutreffenden – Tatsachen mit einiger Sicherheit fest? Wer kann das? Die Irakis kommen nach Kuwait und reißen die Frühchen aus den Brutkästen ... Eine Propagandalüge. Woher kriegen wir eine zutreffende Information? Und dann: Jetzt ist es legal, Luftangriffe in Libyen zu starten, aber nur, um angeblich die Zivilbevölkerung vor den Nachstellungen des Herrn Gaddafi zu bewahren. Man wird das aber benutzen wollen, um Gaddafi zu stürzen und ei-

nen Systemwandel herbeizuführen oder eine Spaltung des Landes zum Raub der Ressourcen. Das kann Gewohnheitsrecht werden, und zum Schluß wird man dieses Gewohnheitsrecht kodifizieren. Ich war gegen den Afghanistan-Krieg, ich war gegen den Irak-Krieg, ich bin gegen den Libyen-Krieg. Ich bin erst einmal Nicht-Interventionist, dabei bin ich aber angeblich ein »militaristisches Schwein«, weil mich die Abschaffung des Krieges nicht interessiert.

SEZESSION: Wer ist heute der Staatsmann, der nach Ihrer Einschätzung am ehesten den Vorstellungen Carl Schmitts entspricht?

MASCHKE: Vielleicht Putin. Es gibt Meinungsumfragen: Das beliebteste Volk der Erde sind in Rußland die Deutschen. »Woina, Woina«, das ist eben so im Krieg, was sollen wir uns lange aufregen. Wir haben aber eine alte Qualität in der deutschen Außenpolitik: Der, mit dem wir könnten, den verprellen wir; und der, dessen Liebe wir niemals erringen, dem rennen wir bis in den Dickdarm nach. Putin scheint mir, alles in allem, einer der vernünftigsten Männer zu sein. Ich bin vor allem dafür, was Carl Schmitt nie klar ausgesprochen hat, daß der Staat vor der Verfassung steht, daß es etwas Wichtigeres gibt als die Verfassung. Sie kennen das Wort von Ebert: »Wenn wir vor der Frage stehen: Deutschland oder die Verfassung?, dann werden wir Deutschland nicht wegen der Verfassung zugrundegehen lassen.« Und das halte ich für sehr richtig und wichtig. Ein einfaches Beispiel auf niedrigerer Ebene ist Helmut Schmidt. Als Helmut Schmidt angeblich oder tatsächlich Hamburg rettete, während der großen Flut, da hat man mal ausgerechnet, daß er, was weiß ich, 15 Jahre im Knast hätte verschwinden müssen. Was er da alles gemacht hat, etwa die Bundeswehr beordert, alle möglichen Sachen, die waren juristisch überhaupt nicht gedeckt. In solcher Lage hat alle Debatte ein Ende, da kann ich nachher nachgucken, und da werde ich sehen, daß das Recht etwas Sekundäres ist. Die Grenzen des Verfassungsmäßigen zeigen sich im politischen Handeln. Carl Schmitt, das ist sehr wichtig, ist ja auch nicht irgendeine Art von Legitimist, er ist ein Staatskonservativer, wenn man das so nennen will. Der Konflikt, um was es geht, wird ja wirklich meisterhaft dargestellt in einem Brief von Bismarck an den General Leopold von Gerlach, wo es um das Verhältnis zu Napoleon III. geht. Bismarck schreibt da den großartigen Satz: »Wie viele Existenzen giebt es noch in der heutigen politischen Welt, die nicht in revolutionärem Boden wurzeln« – *wurzeln!* Erkenne die Lage! – das ist Schmitts Motto. Das gilt auch, bedenkt man, daß er die Lage keineswegs immer erkannte. Man kann sich alle möglichen schönen Zustände vorstellen, aber man sollte erst einmal den Behemoth niederkämpfen. Was aber tun, wenn der an der Macht ist und die legalen Prämien auf den legalen Machtbesitz genießt? Der Schmitt-Apologet Maschke gesteht, daß selbst Schmitt auf vieles keine Antwort wußte.

POLITISCHES DENKEN



ISBN 978-3-902475-66-4

Alain de Benoist

CARL SCHMITT

Internationale Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur

528 Seiten, Hardcover

€ 98,-

Der deutsche Staatsrechtler Carl Schmitt (1888–1895) gilt international als einer der bedeutendsten Staatsdenker und politischen Philosophen des 20. Jahrhunderts. Die große Bibliographie dieses „Klassikers des politischen Denkens“ (Herfried Münkler), zusammengestellt vom französischen Publizisten und Philosophen Alain de Benoist, dokumentiert die gesamte Primär- und Sekundärliteratur von und zu Carl Schmitt. Sie ist seit Jahrzehnten der erste Versuch, das inzwischen fast unüberblickbar gewordene Schrifttum von und über Carl Schmitt systematisch zu erfassen.

ISBN 978-3-902475-33-6

Thor von Waldstein

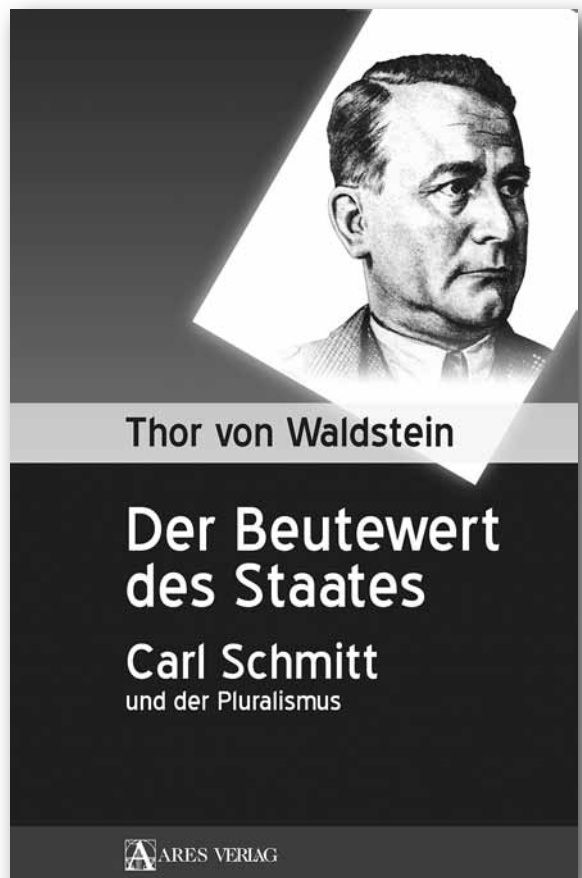
DER BEUTEWERT DES STAATES

Carl Schmitt und der Pluralismus

215 Seiten, Hardcover

€ 19,90

Einen Staat nennt man pluralistisch, wenn seine Willensbildung entscheidend beeinflusst wird von nichtstaatlichen Kräften, etwa der Wirtschaft, sozialen Gruppen und sonstigen „pressure groups“. Es war Carl Schmitt, der die von Harold Laski entwickelte Pluralismustheorie einer gründlichen Untersuchung unterzog. Die vorliegende Studie zeigt Schmitts fundamentale Kritik an der unsichtbaren Herrschaft der Verbände, den verdeckten Kampf der „pressure groups“, denen eine demokratische Legitimation fehlt, als ein zentrales Element seines Antiliberalismus. Ein Thema von hoher Aktualität.



ARES VERIAG
www.ares-verlag.com

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.b.H.
Hofgasse 5, A-8011 Graz, Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612
E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Politische Romantik oder Vom Widerspruch des Tuns

von Frank Lisson

Eine auf den Begriff gebrachte Charakterisierung erhält ihren Wert und ihre Qualität erst dadurch, daß sie ein überzeitlich relevantes Phänomen erfaßt, sich also nicht bloß in sich selbst erschöpft. – Der von Carl Schmitt wesentlich geprägte Ausdruck der *Politischen Romantik* ist eine solche auf den Begriff gebrachte Charakterisierung. Denn Schmitt wollte eben nicht allein das historische Phänomen der Politischen Romantik schildern, sondern das Charakteristische des Romantikers als eines bestimmten politischen Typus aufzeigen – und zwar deshalb, weil er bereits als Dreißigjähriger, 1919, scharfsinnig erkannte, daß dieser Typus auch in Zukunft politisch eine verhängnisvolle Rolle spielen würde.

Der Geschichtsdenkler unterscheidet sich vom bloß Gelehrten durch die Eigenschaft, die Dinge nicht nur darstellen, sondern sie in ihrem Wirkungsverhältnis begreiflich machen zu wollen. Also schafft er Begrifflichkeiten, die dazu dienen, gewissermaßen die Erreger der Geschichte zu benennen, um bestimmte, nicht von vornherein erkennbare Prozesse sichtbar werden zu lassen: »Es ist eben die Aufgabe, Klarheit zu gewinnen, sei es auch nur die Klarheit darüber, warum eine Bewegung objektiv unklar erscheint und aus der Unklarheit ein Prinzip zu machen sucht.« Das Phänomen des Romantikers war für Schmitt ein solcher Erreger, den es, wollte man dessen Wesen wirklich begreifen, zunächst von allen ihn umhüllenden Äußerlichkeiten zu lösen galt. So verstand Schmitt die Romantik ausdrücklich nicht als eine »deutsche Affäre«, wie man das noch heute etwa bei Rüdiger Safranski lesen kann, sondern drang einige Schichten tiefer und sah in ihr vornehmlich den Ausdruck demonstrativer Modernität, das heißt das Ergebnis einer beinahe notwendigen Entwicklung der modernen Psyche. Die Romantik sei im Schatten Rousseaus aus dem »Glauben an die natürliche Güte des Menschen« entstanden und habe daraus ihren unbestimmten, schwärmerischen, ausweichenden Charakter gewonnen. Denn von da an sei das Ich an die Stelle Gottes getreten und habe dadurch die Welt zum bloßen Anlaß des Menschen werden lassen. Deshalb ist Romantik nach Schmitt »subjektiver Occasionalismus, d. h. im Romanti-

Carl Schmitt: *Politische Romantik*, nach der zweiten Auflage von 1925, Berlin 1968.

Rüdiger Safranski: *Romantik. Eine deutsche Affäre*, München 2007.

schen behandelt das romantische Subjekt die Welt als Anlaß und Gelegenheit seiner romantischen Produktivität.«

Nach Auflösung des objektiven Absoluten zugunsten vieler subjektiver Instanzen könne dagegen alles zum Anlaß für alles werden. Oder wie Odo Marquard später formulierte: »Wir Menschen sind stets mehr unsere Zufälle als unsere Wahl«. Und in eben dieser Unberechenbarkeit des abenteuerlichen Spiels mit der Formlosigkeit liege der große Reiz der romantischen Haltung: »Aus immer neuen Gelegenheiten entsteht eine immer neue, aber immer nur occasionelle Welt, eine Welt ohne Substanz und ohne funktionelle Bindung, ohne feste Fügung, ohne Konklusion und ohne Definition, ohne Entscheidung, ohne letztes Gericht, unendlich weitergehend, geführt nur von der magischen Hand des Zufalls.«

Weil es Schmitt auf die Verdeutlichung eben dieser Zäsur im politischen Bewußtsein des modernen Menschen ankommt, muß die *Politische Romantik* als eine Art Gleichnis auf die politische Wirklichkeit im 20. Jahrhundert gelesen werden.

Das Verhängnisvolle des romantischen Typus bestehe nun darin, daß er in eine bestimmte überkommene Vorstellung fliehe, die ihn blind mache für Veränderungen der Realität. Also kreierte der Romantiker einen Gegensatz zum Unabwendbaren und verliere dadurch den Bezug zum real Erforderlichen zugunsten bequemer Utopien, deren schöpferisches Zentrum er selber sei. Als Beispiel für ein solches Verhalten greift Schmitt auf David Friedrich Strauß' Schrift *Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren* (1847) zurück, die gegen König Friedrich Wilhelm IV. gerichtet war, aber vom römischen Kaiser Julian handelte: So wie dieser den alten heidnischen Glauben restaurieren wollte, obwohl die Tendenz des Christentums nicht mehr aufzuhalten gewesen sei, verweigerte sich Friedrich Wilhelm IV. den Tendenzen des 19. Jahrhunderts. Stand Julian noch an der Schwelle zu einem neuen Kollektivglauben, habe der moderne politische Romantiker jedoch jeden Bezug zu einer allgemeingültigen Instanz verloren, was ihn haltlos und Politik zur bloß beliebigen Angelegenheit mache. An die Stelle des Objektiven setze der romantische Typus das Subjekt und laufe Gefahr, dem jeweiligen Zeitgeistopportunismus zu verfallen: »Das vereinzelte, isolierte und emanzipierte Individuum wird in der liberalen bürgerlichen Welt zum Mittelpunkt, zur letzten Instanz, zum Absoluten. Die Illusion, Gott zu sein, konnte natürlich nur in pantheistischen oder panentheistischen Gefühlen Bestand haben. Sie verband sich daher in der psychologischen Wirklichkeit mit andern, weniger subjektivistischen Affekten, aber das Subjekt beanspruchte doch immer, daß sein Erleben das allein Interessante sei.«

Um diesen Anspruch durchzusetzen, wähle der Romantiker das Mittel der Ironie. »Der Romantiker weicht der Wirklichkeit aus, aber ironisch und mit der Gesinnung der Intrige«, indem er »die eine Wirklichkeit gegen eine andre ausspielt, um die jeweilig gegenwärtige, begrenzende Wirklichkeit zu paralysieren. Ironisch entzieht er sich der beengenden Objektivität und schützt sich davor, auf irgendetwas festgelegt zu werden.« – Eine Ironie, die sich jedoch niemals gegen sich selbst richtet und dadurch ihren totalitären Charakter erhält. Das erklärt, warum die großen totalitären Bewegungen des 20. Jahrhunderts, Kommunismus, Faschismus, 68er-System, die alle eine Form der politischen Romantik darstellen, keine Späße über sich und ihre Tabuzonen duldeten und dulden. »Ihrem Wesen nach ist die romantische Ironie das intellektuelle Mittel des vor der Objektivität sich reservierenden Subjekts. ... das Angriffsziel ... ist eben nicht das Subjekt, sondern die objektive Realität, die sich um das Subjekt nicht kümmert.« – Vielleicht haben Phänomene wie *political correctness* genau darin ihre Ursache: Wo es kein Allgemeingültiges mehr gibt, muß sich das jeweils herrschende Okkasionelle durch Verbote und Einschüchterungen absichern, um wenigstens zeitweilig Gültigkeit beanspruchen zu können. So dienen dem politischen Romantiker selbst alle objektiven Werte wie Gott, Nation oder Demokratie stets nur als Mittel, wechselnde Ordnungen zu begründen. »Weder der Kosmos, noch der Staat, noch das Volk, noch die geschichtliche Entwicklung interessieren ihn ihrer selbst wegen.« Das Objekt wird austauschbar, weil es bloß auf Meinungsführerschaft beruht.

Was Schmitt beschreibt, ist also nichts anderes als jener Ablösungsprozeß der verschiedenen okkasionellen Staatsformen, wie wir sie seit 1918

Odo Marquard:
Apologie des Zufälligen,
Stuttgart 2008.

David Friedrich Strauß:
*Der Romantiker auf dem
Throne der Cäsaren oder
Julian der Abtrünnige*,
Mannheim 1847.

bis heute erleben, und die ihrem Wesen nach dem immer gleichen Muster folgen, nämlich dem der Subjektivierung des Realen, weil sie sämtlich Geschöpfe des politischen Romantikers sind: »Mochte seine Phraseologie revolutionär oder reaktionär sein, kriegerisch oder pazifistisch, heidnisch oder christlich, niemals war er entschlossen, die Welt seines stimmungsmäßigen Erlebens zu verlassen und an dem, was sich in der gewöhnlichen Wirklichkeit ereignete, etwas zu ändern.«

Hellsichtig bemerkte Schmitt den starken politisch-romantischen Zug der philosophischen Literatur seiner Zeit. Sätze wie der folgende legen nahe, daß Schmitt, wenn er von Romantikern sprach, auch immer die Neu-Romantiker mitmeinte, die in ihren Büchern, wie einst der deswegen stark gescholtene Adam Müller, vor allem »gefühlsmäßige Gegensätze« konstruierten. Diese Gegensätze benutze der Romantiker »als schöpferisches Subjekt für sein halb ästhetisches, halb wissenschaftliches Gewebe, das dann selbst wieder ein Anknüpfungspunkt tiefsinniger Suggestionen sein kann, weil in ihm nicht gegenständliche Begriffe, sondern occasio-

Die republikaniserten Nibelungen, Zeichnung von A. Paul Weber, 1930



nelle Stimmungsexpressionen, Assoziationen, Farben und Klänge zu einer Mischung vereinigt sind.« – Es scheint, als bezöge sich Schmitt hier direkt auf Spenglers *Untergang des Abendlandes*, dessen Erfolg er für ein Symptom politischer Romantik ansehen mußte, und worin zugleich der Grund dafür liegen dürfte, warum Schmitts Beschreibung dieses Symptoms kaum jemand lesen wollte. Denn war Spenglers fast zeitgleich erschienenen Buch Mitte der 1920er Jahre bereits fünfzigtausendfach verkauft worden, ging Schmitts Kritik an dem politisch-romantischen Typus 1925 erst in die zweite, 1968 erst in die dritte Auflage.

Angesichts der scharfsinnigen Gegenwartsanalyse des frühen Schmitt wirkt sein späteres Eintreten für den Nationalsozialismus um so irritierender. Wahrscheinlich erhoffte er sich im NS-System eine Kraft, die den modernen Bann objektiver Entscheidungslosigkeit mittels neuer kollektiver Wertsetzungen durchbrechen würde. Schließlich war ihm der romantische Charakter des Nationalsozialismus nicht verborgen geblieben. Denn die Theorie der Volksgemeinschaft als organischer Einheit, in der das Individuum wieder Anbindung an ein Allgemeingültiges fände, zieht sich durch die gesamte Romantik. Sie speist sich aus den Staatsvorstellungen moderner Sehnsüchte, die sich zunächst bei Herder, dann bei Fichte, Novalis, Friedrich Schlegel oder Adam Müller, und endlich im George-Kreis und bei vielen anderen konservativen oder völkischen Verbänden fanden, und die Schmitt vor allem als Reaktion auf das »mechanische« Weltbild der Aufklärung und des Positivismus verstand. Deshalb sah er in diesem Staatsmodell ebenfalls mehr eine Okkasion, eine eher zufällig entstandene, als auf echter Entscheidung für das objektiv Notwendige gegründete Form: »Der Staat soll die ›Totalität aller menschlichen Angelegenheiten‹, der Inbegriff physischen und geistigen Lebens sein und alle Gegensätze, insbesondere den für die Gliederung des Organismus notwendigen Gegensatz der Stände (Adel, Geistlichkeit und Bürgertum), aber auch den von Person und Sache, in einer großen, lebensvollen, organischen Einheit verbinden.«

Schmitt wandte sich also auch hier gegen die Schwärmer, gegen die »Affektgestaltungen«, gegen »den großen Eindruck, der den Romantiker bewegt, nicht zu artikulieren, sondern in einem Ausdruck zu umschreiben, der einen entsprechend großen Eindruck macht.« An die Stelle moderner Showeffekte sollte die Tat des politisch Entschlossenen treten. Schmitt verlangte nach Entschiedenheit als Ausdruck der *vita activa*. Und was er an den Romantikern kritisierte, ist eben ihr Mangel an Entschiedenheit, und daß sie den Grundtypus des okkasionellen Opportunisten bildeten: »Während der Restauration wird für die Romantiker sogar Metternichs zentralistischer Polizeistaat organisch, dauernd, erhaltend, fest, friedlich und legitim. Genialität ist jetzt ein verdächtiges Prädikat.« – Eben diese Entwicklung nahm nach 1968 auch die Linke, als sie staatstragend wurde: Nachdem sie ihre Posten errungen hatte, sorgte auch sie, wie die politischen Romantiker von einst, für restaurative Verhältnisse, damit von nun an alles so bliebe, wie es ist. Heute verbarrikadieren sich die neuen Opportunisten und Romantiker in ihrem politisch korrekten Reglementierungsstaat, weil er ihnen jene (okkasionelle) Ordnung gibt, gegen die sie sich einst erhoben. – Das ist die Paradoxie, die Schmitt in der Moderne früh erkannte: Der moderne Staat muß Sicherheiten im Beliebigen schaffen. Eine Paradoxie, die übrigens auch in Schmitt selber aufscheint, sonst hätte er sich ihrer gar nicht so bewußt werden können. Oder, wie Hugo Ball einmal bemerkte: »Der Todfeind Romantik, als den Schmitt sich gelegentlich erweist, bekämpft in ihr die irrationale Gefahr seines eigenen schöpferischen Fonds, dessen Klärung seine Schriften sämtlich gewidmet scheinen.«

Tatsächlich war Schmitt angewidert und fasziniert zugleich von dem paradoxen Automatismus, der seit dem ersten Biedermeier alle revolutionären Kräfte charakterisiert: Immer richtet sich der Mensch in der jeweils neuen, okkasionellen Ordnung ein, wird im eigentlichen Sinne passiv, indem er sich dem Herrschenden angleicht und dadurch Stabilität im Beliebigen erlangt. Auch heute: Der sonderbare Erfolg der Grünen sowie der des gesamten Gutmenschentums beruht letztlich auf den gleichen psychischen Mechanismen wie der aller totalitärer Bewegungen: Der politische Romantiker sehnt sich nach Ordnung in der Ordnungslosigkeit, die er selbst herbeigeführt hat. Das bis dahin Unnormale verfestigt sich zur Norm. »Denn keine Gesellschaft kann eine Ordnung finden ohne einen Begriff von dem, was normal und dem, was Recht ist. Das Normale ist seinem Begriff nach unromantisch, weil jede Norm die occasionelle Ungebundenheit des Romantischen zerstört.«

Hierin also bestehen die beiden Hauptprobleme und inneren Widersprüche, die Schmitt dem modernen Leben attestierte und die auch seinem eigenen Denken innewohnen: Wie kann eine verbindliche Norm und ein objektives Recht in einer Gesellschaft gefunden werden, deren soziokulturelles Selbstverständnis das des politischen Romantikers ist? Und ferner: Wie ist das Dilemma aufzuheben, einerseits dem Menschen politische Handlungen abzuverlangen, die aus klaren Entscheidungen bestehen, während das eigenmächtige, individuelle Tun andererseits als »sündhaft« aufgefaßt wird, da Schmitt der Meinung ist, »daß der einzelne Mensch nichts schaffen, nur etwas ›machen‹ kann, während das Recht, die Verfassungen, die Sprache Produkte der menschlichen Gesellschaft sind. Die Nation ist freilich ein Geschöpf Gottes.« Schmitt fordert von einzelnen die politisch notwendige Tat, ohne die Welt dabei jedoch zum Anlaß zu nehmen. Das setzt natürlich voraus, daß der Mensch weiß, was die politisch notwendige Tat sei, er seine Entscheidung also gar nicht aus eigenem Entschluß fällt, sondern weil sie ihm die einzig mögliche ist, er folglich nicht frei, sondern an das Objektive oder Absolute, an Gott gebunden handelt. Damit wird aber jede echt politische Entscheidung hinfällig, weil eben gar nicht entschieden, sondern nur einer unhinterfragbaren Instanz (Gott) gefolgt wird. Andererseits sieht Schmitt gerade in der Unterscheidungsfähigkeit die Entscheidungsfähigkeit des Menschen. Nur wo Unterscheidungen möglich sind, sei auch politisches Handeln möglich. Es kennzeichnet jedoch den religiösen wie den zivilreligiösen Staat, daß er seinen Mitgliedern alle Entscheidungen abnimmt, ihnen also gerade keine Möglichkeit mehr läßt, sich auch gegen das Entschiedene entscheiden zu können – und er die einzelnen wie das Kollektiv damit strenggenommen politisch handlungsunfähig macht.

Carl Schmitt: *Die Militärzeit 1915 bis 1919. Tagebuch Februar bis Dezember 1915. Aufsätze und Materialien*, hrsg. von Ernst Hüsmert und Gerd Giesler, Berlin 2005.

Zur Politischen Theologie Carl Schmitts

von Siegfried Gerlich

»Mut zur Sünde verlangt die Menschheit von ihren Führern. Mit der Wirklichkeit rechnen heißt mit dem Teufel rechnen. Keine größere Gefahr für die Herrschaft Gottes auf Erden als ein Aufstand des Herzens um seinetwillen.«

(Helmuth Plessner: Grenzen der Gemeinschaft)

Bei einem klaren und doch kryptischen Denker wie Carl Schmitt, der seinen Feinden unbegreiflich bleiben wollte, aber auch Freunden seltsam undurchsichtig schien, tragen einsame Bekenntnisse zuweilen Offenbarungscharakter. Dies gilt exemplarisch für das im *Glossarium* preisgegebene »geheime Schlüsselwort meiner gesamten geistigen und publizistischen Existenz: das Ringen um die eigentlich katholische Verschärfung.« Dieses Wort verbietet es, Schmitts bewaffnete Theologie zu einer feierlichen, aber verzichtbaren Aura seiner im Kern nüchternen staatsrechtlichen Lehre zu neutralisieren.

Zu Recht hatte schon Hugo Ball in seinem 1924 verfaßten Essay *Carl Schmitts Politische Theologie* gerade die »inquisitorische Intelligenz« des großen Gelehrten gerühmt. Der fühlte sich erkannt und befand noch Jahrzehnte später, dies sei ein »großartiger, brillanter Aufsatz gewesen, wie ich ihn in meinem Leben kaum zum zweiten Mal erhalten habe.«

Als »Theologe der Jurisprudenz« legitimierte sich Schmitt aus den Ursprungsmächten der modernen Rechtswissenschaft selbst: der römischen Kirche und dem römischen Recht. Nach einem Jahrhundert erbitterter Religionskriege kam der Auszug der Juristen aus der depotenzierten Kirche in den souveränen Staat zwar einem »Exodus von einem heiligen Berg in den Bereich des Profanen« gleich, doch hatten sie manche Heiligtümer mit sich genommen und besetzten seither theologisch geräumte Positionen. Insofern nimmt es nicht wunder, daß »alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre säkularisierte theologische Begriffe« sind.

In seiner Begriffssoziologie rekonstruierte Schmitt den historischen Prozeß der Bedeutungsübertragung zwischen Grundbegriffen beider Dis-

Carl Schmitt: *Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951*, Berlin 1991.

Hugo Ball: »Carl Schmitts Politische Theologie«, in: Jacob Taubes (Hrsg.): *Der Fürst dieser Welt. Carl Schmitt und die Folgen. Religionstheorie und Politische Theologie*, Bd 1, München/Paderborn 1983.



Schmitts Leben

1888 Geburt in Plettenberg/Sauerland am 11. Juli 1907–1910 Studium der Rechte in Berlin, München, Straßburg 1910 Promotion in Straßburg 1912 Intensiver Austausch mit dem Schriftsteller Theodor Däubler; Kontakte zur Schwabinger Bohème um Franz Blei 1915 Assessor-Examen 1916 Als Kriegsfreiwilliger Dienst beim stellvertretenden Generalkommando in München, dann bei der Stadtkommandantur bis 1919; erste Ehe mit Pawla Dorotic, 1924 annulliert 1916 Habilitation in Straßburg: *Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen*; zeitgleich die literaturtheoretische Studie *Theodor Däublers »Nordlicht«* 1919 Dozentur an der Handelshochschule in München; dabei als Staatsangestellter unmittelbares Erlebnis der Münchner Räterepublik; es erscheint die »Selbstimmunisierungsschrift« *Politische Romantik* 1921 Ordinarius für öffentliches Recht und Regierungslehre an der Universität Greifswald 1921 Erste Professur in Bonn; *Die Diktatur* 1922 *Politische Theologie*, unter anderem von Hugo Ball in *Hochland* hymnisch besprochen; Besuch mit Däubler und Ball bei Hermann Hesse in Lugano 1923 *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* und *Römischer Katholizismus und politische Form* 1925 Zweite Ehe mit Duschka Todorovic, unmittelbare Exkommunizierung durch die katholische Kirche, die erst mit dem Tode Duschka Schmitts aufgehoben wird 1928–1933 Professur an der Handelshochschule in Berlin; *Verfassungslehre* (1928); *Der Begriff des Politischen* (1928) 1931 Geburt der Tochter Anima; *Der Hüter der Verfassung* 1932 Gemeinsam mit Kollegen als Vertreter des Deutschen Reiches am Staatsgerichtshof in Leipzig, vor dem der »Preußenschlag« vom 20. Juli verhandelt wird; juristisch-theoretische Unterfütterung einer auf die Reichswehr gestützten Präsidialdiktatur: *Legalität und Legitimität* 1933 Einsemestrige Professur in Köln

DER NOMOS DER ERDE 1950

LAND UND MEER

BOULENFÖRDE
BARION HUBER
CARL-SCHMITT-GESellschaft
QUARITZSCH

STARBRECHTER
SCHMUR

GESPRÄCHE IN DER

GESPRÄCH
JÜSER DIE
MACHT 1959

HANS
FLEIG

DER TOO
DES CARL SCHMITT

GIINTER MASCHKE

KRAHL/OETSCHKE
THEORIE DES GUERRILLERO

NEUE LINKE

NOUVELE DROITE
Alain DE BENOIST

ARMIN MOHLER
EINER SEINER SCHÜLER

ERRACHER
FERIENSEMINARE
ERNST FORSTHOFF

SICHERHEIT DES SCHWEIGENS

Glossarium 1547-1551
BRD

ETATISMUS · KATECHON ·
DER BEGRIFF DES POLITISCHEN 1937 · DER LEVIATHAN 1938 ·

SKIZZE
KUBITSCHEK

Neue RECHTE
SEZESSION 42

ERNST JÜNGER
Richard SEEMUND
ROBERT NISIMUN

HÖLDERLIN
VORLESUNGEN

ANNA SCHMITT
1831-1893
DUSCHKA

SCHATTENRISS
HUGO BALL
FRANZ BLEI
DADA

EXPRESSIONISMUS
"NORDLICHT"

SCHWABINGER BOHEME

KUNST UND
LITERATUR

PROVOKATION
STIL
DIE D

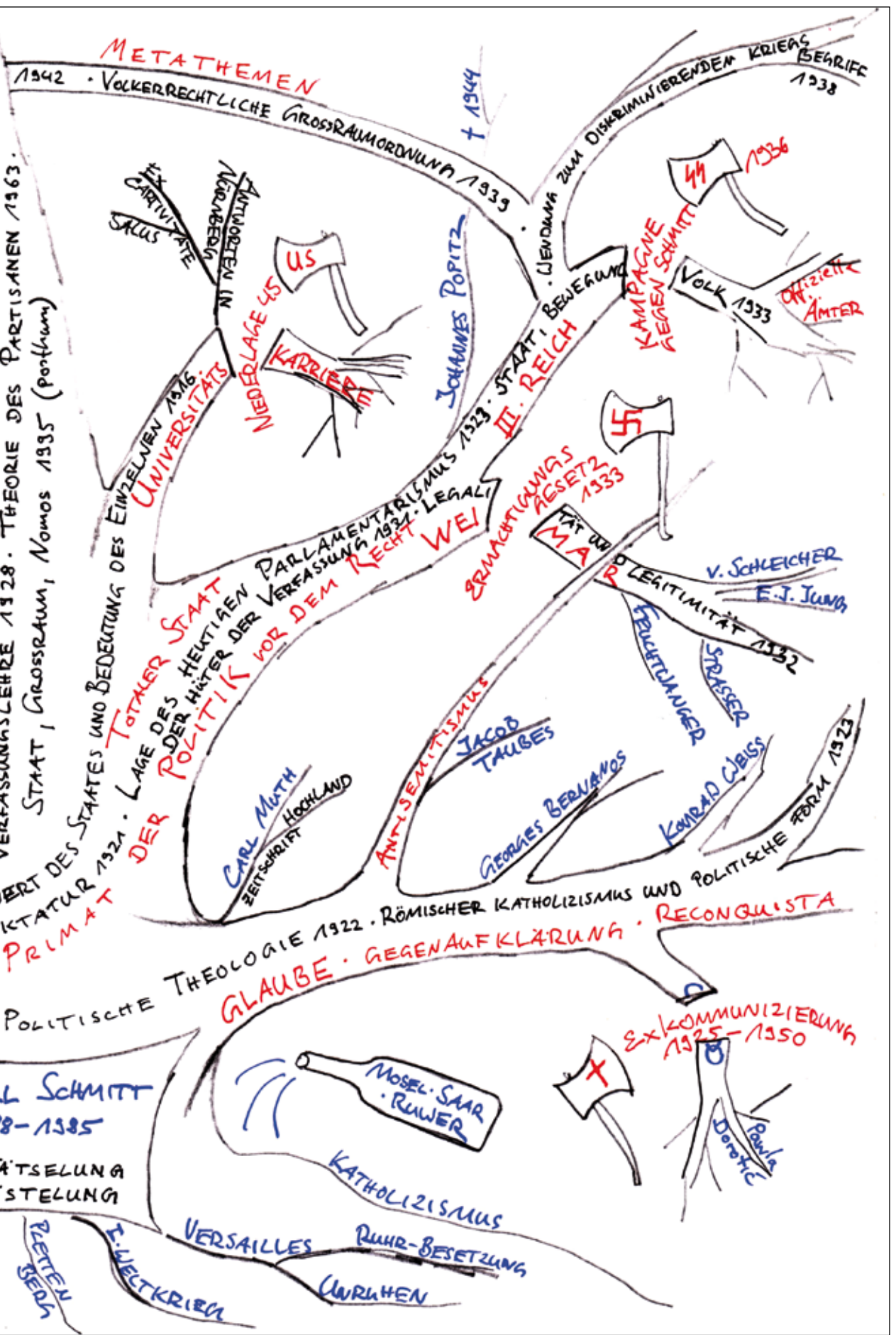
C.S.
POLITISCHE
ROMANTIK
EIGENE

LITERARISCHE VERSUCHE
DIE BUBIBANKEN
1916
1913

THEODOR DÄUBLER
NICCOLO MACHIAVELLI
THOMAS HOBBS

DONOSO
CORTEZ
SOREL
PARETO

CAR
1888
VERR.
VERA



■ Personen

■ Schmitts Werke

■ Schlagwörter

1933–1945 Professur an der Universität Berlin 1933 Preußischer Staatsrat, hohe Ämter im NS-Rechtswahrerbund; beteiligt an der Ausarbeitung des Reichsstatthaltergesetzes; Legitimierung der Machtübernahme: *Staat, Bewegung, Volk* 1934 *Der Sieg des Bürgers über den Soldaten*; nach der Säuberungswelle vom 30. Juni («Röhm-Putsch»): *Der Führer schützt das Recht* 1936 Nach einer Kampagne der SS Niederlegung der hochschulpolitischen Ämter 1938 *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes* sowie *Die Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff* 1939 Antizipation der Monroe-Doktrin auf die Lage des Deutschen Reiches in Europa: *Völkerrechtliche Großraumordnung und Interventionsverbot für raumfremde Mächte* 1940 *Begriffe und Positionen* 1942 *Land und Meer* 1944 Hinrichtung des Freundes und Förderers Johannes Popitz, der Widerstandskreisen angehörte 1945 Einberufung zum Volkssturm 1945–1947 Internierung in Berlin und Verhöre in Nürnberg 1947 Rückkehr nach Plettenberg 1950 Tod von Duschka Schmitt; *Ex captivitate salus. Erinnerungen der Zeit 1945/47* sowie *Der Nomos der Erde* 1952 Schmitt erstreitet eine Pension 1954 für Tochter Anima: *Gespräch über die Macht und den Zugang zum Macht-haber* 1956 *Hamlet oder Hekuba* 1957–1966 Teilnahme an den Ebracher Ferienseminaren 1958 *Festschrift zum 70. Geburtstag von Carl Schmitt*, herausgegeben von Ernst Forsthoff, Hans Barion und Werner Weber 1963 *Theorie des Partisanen* 1968 *Epirrhosis. Festgabe für Carl Schmitt zum 80. Geburtstag*, herausgegeben von Ernst Forsthoff, Hans Barion, Ernst-Wolfgang Böckenförde und Werner Weber 1970 *Politische Theologie II* 1983 Tod der Tochter Anima 1985 Tod Carl Schmitts in Plettenberg am 7. April



ziplinen, wodurch sich etwa der »allmächtige Gott« zum »omnipotenten Gesetzgeber« verweltlichte, und in eins damit analysierte er deren systematische Struktur, um charakteristische Bedeutungsanalogien, wie die zwischen dem »Ausnahmestand« der Staatsrechtslehre und dem »Wunder« der Theologie, sichtbar zu machen. Die säkulare Fortgeltung theologischer Kategorien beschränkte sich indessen nicht auf juristische und politische Begriffe, sondern erstreckte sich auf den neuzeitlichen Säkularisierungsprozeß im ganzen. Dieser vollzog sich nicht einfach als »Entgöttlichung und Entchristlichung der Welt«, sondern immer auch als »Selbstermächtigung des Menschen« zu innerweltlichem Heilsstreben. Humanistisch wurde ein evolutionärer oder auch revolutionärer Fortschrittsglaube gestiftet, der doch »nur säkularisiertes Judentum und Christentum war und seine ›Eschata‹ von dort bezog.« Wenn das ökonomische »Zeitalter der Sekurität« zunächst von einer »dumpfen Religion der Technizität« geprägt war, welcher das »Paradies einer technisierten Erde und einer durchorganisierten Menschheit« vor Augen stand, so sollte nach den Erschütterungen des Ersten Weltkrieges eine politische Mobilisierung religiöser Endzeitvorstellungen zunehmend an die Stelle ihrer ökonomischen Neutralisierung treten.

Mit seiner 1922 erschienenen *Politischen Theologie* setzte Schmitt, der durch die deutsche Revolution von 1918 aus seinem liberalen Schlummer gerissen wurde, ein leuchtendes Fanal, das als programmatische Erwiderung auf diese epochale Herausforderung verstanden werden muß. Immerhin hatte er seinen wirkmächtigen Begriff dem geistigen Waffenarsenal Bakunins entwendet, dessen »anti-theologischer« Anarchismus ihm das wahre Wesen der marxistischen Revolution zu erschließen schien. Noch in seinen späten Gesprächen mit Jacob Taubes zeigte Schmitt »Furcht und Angst vor dem Sturm, der im säkularisierten messianischen Pfeil des Marxismus lauerte.«

Aber nicht nur der Marxismus, auch der mit ihm brüderlich verfeindete Nationalsozialismus war, was Schmitt unterschätzte, erfüllt von einem chiliastischen Messianismus jüdischen Ursprungs: Der revolutionären Mission der proletarischen Klasse, ein Zeitalter des Friedens und der Gerechtigkeit zu erkämpfen, stellte das auserwählte Volk der Deutschen den Kampf um ein Tausendjähriges Reich entgegen. So zog gerade im liberalen »Zeitalter der Neutralisierungen und Entpolitisierungen« ein neues »politisch-theologisches Zeitalter« herauf, welches schließlich in einen europäischen und weltweiten Bürgerkrieg zwischen den politischen Bruderreligionen mündete. Für Schmitt wiederholten sich in diesem Kampf der Ideologien »mit säkularen Parolen und in globalen Dimensionen« nur die Konfessionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts.

Bereits gegen Ende des Weimarer Interregnums wurde ihm zur unumstößlichen Gewißheit, daß eine heillose Welt, in der die zu einer politischen Existenz verurteilte Menschheit sich notwendig in Freund- und Feind-Gruppierungen zerspalten mußte, allein durch die heilsame Herrschaft eines autoritären Staates erträglich zu gestalten sei. Dieser würde absoluten Gehorsam fordern und dafür absolutistischen Schutz bieten, im Ernstfall aber seine Souveränität in der Schlichtung des Bürgerkrieges und der Wiederherstellung des Friedens bewähren. Nicht ganz zu Unrecht sah Helmut Schelsky in Schmitt »den deutschen Hobbes des 20. Jahrhunderts«. Indessen hatte der liberale Verfall des »Leviathan« vom dezisionistischen Ordnungsstaat zu einem mechanisierten Staatsbetrieb, der das gebändigte Übel indirekter religiöser und sozialer Gewalten erneut hervorbrechen ließ, längst die politische Legitimationskrise der europäischen Neuzeit offenbart.

Schmitt mußte es naheliegen, der durch die »judenchristlich« inspirierte deutsche Reformation eingeläuteten Trennung von Religion und Staat das europäische Ordnungsdenken des römischen Katholizismus mahnend vorzuhalten, dessen »heidenchristliche« Einheit von Kirche und Reich bis dahin allen historischen Umwälzungen getrotzt hatte. Bei aller Affinität zu dem reaktionären Staatstheologen Donoso Cortés verkannte er jedoch nicht, daß dessen Glaubenskampf für die Wahrheit der Kirche unweigerlich den Frieden im Staate bedrohen würde. Angesichts solcher Gefahr empfahl Schmitt einen etatistisch geläuterten und in »politische Form« gebrachten Katholizismus, der freilich das Opfer jener notorisch in Wahrheitsfanatismus überschießenden Glaubensgehalte erbringen mußte,

Carl Schmitt: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, Berlin 1993 (1922).

Ernst Nolte: *Carl Schmitt und der Marxismus*, Sonderdruck aus: *Der Staat*, 44. Band, 2005, Heft 2.

Jacob Taubes: *Ad Carl Schmitt. Gegenstrebiges Fügung*, Berlin 1987.

Helmut Schelsky: *Thomas Hobbes. Eine politische Lehre*, Berlin 1981.

Carl Schmitt: *Donoso Cortés in gesamt-europäischer Interpretation*, Berlin 2009 (1950).

Carl Schmitt: *Römischer Katholizismus und politische Form*, Berlin 2008 (1924).

Günter Meuter: *Der Katechon. Zu Carl Schmitts fundamentalistischer Kritik der Zeit*, Berlin 1994.

Heinrich Meier: *Die Lehre Carl Schmitts. Vier Kapitel zur Unterscheidung Politischer Theologie und Politischer Philosophie*, Stuttgart/Weimar 1994.



Christus oder Antichristus. Sascha Schneider: Der Herr der Erde, Karton 1894

die bereits die schlimmsten Religionskriege entfesselt hatten, und deren eschatologischer Glutkern nunmehr den permanenten Terror revolutionärer Bürgerkriegsparteien entflammte. Um so entschlossener suchte Schmitt nach einer Instanz, die diesen hybriden Beschleunigern des Menschheitsfortschritts Einhalt gebieten könnte. »Konservativ-heidnische« Forderungen nach »haltenden Mächten« waren bereits im Umkreis der Konservativen Revolution erhoben worden, aber Schmitt stieß erst 1932 bei Paulus auf deren »authentisch-christliches Modell«.

Im zweiten Brief an die Thessalonicher weist der Apostel die Naherwartung des messianischen Zeitalters, die zugleich Angst und Schrecken vor der Apokalypse auslöste, als Irrlehre zurück und erteilt der Gemeinde die Belehrung, vor Christi Wiederkunft werde erst der große Abfall von Gott eintreten und der Widersacher erscheinen, und auch dieser werde vorerst noch »zurückgehalten«. Diese rätselhafte Macht eines »Aufhalters« (»Katechon«), die seit Tertullian und Hippolyt mit dem Römischen Reich identifiziert wurde, schien einer bis ins hohe Mittelalter wirkenden Reichstheologie den Aufschub der Endzeit zu gewährleisten. Die aufgrund der Parusieverzögerung eingetretene »eschatologische Lähmung« der historischen Perspektive des frühen Christentums war auch Schmitt eine Lehre, den »Katechon« als einen »heilsgeschichtlichen Halt« anzuerkennen, welcher die »geschichtliche Idee von Europa vor der Verzweiflung bewahren« könnte. Allerdings brachte Schmitts große Illusion, das »Dritte Reich« zu katechontischen Diensten verpflichtet zu können, den »Kronjuristen« zu Fall, denn die »völkische Bewegung« des antichristlich-revolutionären Nationalsozialismus fühlte sich von Schmitts katholisch-etatistischer Idee eines »totalen Staates« zu Recht »aufgehalten«. Ernüchert zog sich Schmitts Politische Theologie nach der deutschen Katastrophe auf die metapolitische Doktrin eines nicht mehr an Kirche, Staat oder Reich gebundenen Aufhalters zurück, wodurch auch sein persönliches Credo eine reduzierte und resignierte Gestalt annahm: »Ich glaube an den Katechon«. In der Tat konnte ein heroisch zugerüstetes Christentum, welches nur mehr »das Ende aufzuhalten und den Bösen niederzuhalten« hatte, in seinem Wesenskern »keine Moral, keine Bußpredigt und keine Religion« mehr sein.

Nirgends fand Schmitt seinen schwarzen Katholizismus so schlagend versinnbildlicht wie in Dostojewskis *Legende vom Großinquisitor*. Zur Zeit der schrecklichsten Inquisition, im Sevilla des 16. Jahrhunderts, erscheint Christus. Der greise Großinquisitor läßt den von der Menge bejubelten Wundertäter in den Kerker sperren und hält dem immerfort Schweigenden eine lange Rede: Christus habe zu hoch von den Menschen gedacht und ihnen eine Freiheit geschenkt, der sie nicht gewachsen gewesen seien und die sie nur zu Aufruhr, Anarchie und Atheismus verführt habe. Aus Liebe und Mitleid mit den Menschen mußte er darum selbst einen Pakt mit dem Teufel schließen: »Dostojewskis Großinquisitor bekennt, den Versuchungen des Satans gefolgt zu sein, weil er weiß, daß der Mensch von Natur böse und niedrig ist, ein feiger Rebell, der eines Herren bedarf, und weil nur der römische Priester den Mut findet, die ganze Verdammnis auf sich zu nehmen, die zu solcher Macht gehört.« Weil der Kardinal, ganz wie Schmitt, sich an die Inkarnation Christi als »ein historisches Ereignis von unokkupierbarer Einmaligkeit« hält, muß er Christi Wiederkunft zur Häresie erklären, denn nur als Aufhalter Christi *ad maiorem Dei gloriam* kann die Kirche die Menschen vor sich selbst schützen und ihnen das allein zuträgliche Herdenglück von Frieden und Sicherheit gewährleisten. In einem von untergründiger Verzweiflung diktierten Imperativ des Großinquisitors liegt Schmitts ganze »katholische Verschärfung« beschlossen: »Warum bist Du gekommen, uns zu stören? – Geh, und komm nie, nie mehr wieder!«

Wenn, einer Einsicht Günter Maschkes zufolge, Schmitts gesamtes Werk insgeheim die fiktive Konfrontation zwischen dem »vollendeten Reformator« Hobbes und dem katholischen Theokraten Cortés in sich aus-

trägt, dann wächst der Figur des Großinquisitors eine um so bedeutsamere Mittlerrolle zu. Schmitt selbst resümiert: »Wer ist dem Großinquisitor Dostojewskis näher: die römische Kirche oder der Souverän des Thomas Hobbes? Reformation und Gegenreformation erweisen sich als richtungsverwandt«, denn »Hobbes spricht aus, was Dostojewskis Großinquisitor tut: die Wirkung Christi im sozialen und politischen Bereich unschädlich machen; das Christentum ent-anarchisieren, ihm aber im Hintergrund eine gewisse legitimierende Wirkung zu belassen.«

Unter solcher katechontischen Verpanzerung des Christentums findet sich dessen frohe Botschaft als honorige, aber obsolete Utopie begraben. Bereits Hobbes erhob mit »Jesus is the Christ« als einer Papismus und Puritanismus politisch neutralisierenden Friedensformel kaum mehr einen christlichen Wahrheitsanspruch, und im gegenrevolutionären Denken nach Cortés trat ein katholischer Agnostizismus zutage, der schließlich in Maurras' Bekenntnis gipfelte: »Je suis athée, mais je suis catholique.« Für Armin Mohler gibt es auch bei Schmitt nur mehr ein »Christentum ohne Christus«, und Taubes fürchtete in Schmitt sogar einer »Inkarnation« des Dostojewskischen Großinquisitors selbst gegenüberzustehen. Dessen »Geheimnis« enthüllt das Ende der Legende: Der Kardinal hat den Glauben an Gott verloren und harrt doch auf seinem noch keineswegs verlorenen Posten aus, denn um der Menschen willen gilt es, den *ordo* mit aller Macht aufrechtzuerhalten, und sei es durch Priesterbetrug.

In geistiger Vereinsamung, in die ihn sein verschärfter Katholizismus eingestandermaßen getrieben hatte, laborierte Schmitt an seiner *Politischen Theologie II*, die mit einer späten Replik auf Erik Petersens 1935 angestregte »Erledigung jeder Politischen Theologie« einsetzt und sodann in eine aktuelle Kritik an Hans Blumenbergs philosophischer Legitimation der Neuzeit übergeht. Am Schluß der 1970 erschienenen Selbstapologie jedoch begegnet Schmitt in Gestalt des existentiellsten theologischen Feindes seiner eigensten Frage wieder: Schon der junge Schmitt hatte sich zuweilen zum Gnostiker und sogar zum Atheisten erklärt, der allenfalls an einen »boshafte[n] Schöpfer dieser Welt« noch glauben mochte. Der späte Schmitt stellt sich endlich offen der Herausforderung, seinen illusionslosen Katholizismus vor gnostischer oder atheistischer Weltverzweiflung zu bewahren.

Ein Wort des alten Kirchenlehrers Gregor von Nazianz taugt ihm vorzüglich dazu, die Heillosigkeit der Welt auf den theologischen Begriff zu bringen: »Das Eine – to Hen – ist immer in Aufruhr – stasiatson – gegen sich selbst – pros heauton.« Gemäß dem dialektischen Doppelsinn des griechischen Ausdrucks *stasis*, der zugleich »Ruhe« und »Aufruhr« bedeutet, entwickelt Schmitt aus diesem inneren Widerstreit des Göttlichen »eine wahre politisch-theologische ›Stasiologie‹«. Nur so ließ sich der bestehenden Irrlehre der Gnosis, daß »ein allmächtiger, allwissender und allgütiger Gott für die von ihm geschaffene Welt nicht mit einem Erlösergott identisch sein kann«, überzeugend Paroli bieten. Unerschrocken spricht Schmitt die Wahrheit aus, über welche die kirchliche Dogmatik scholastisch betrügt: daß das Problem der Theodizee nicht lösbar ist, solange der tiefste Grund des *unde malum* nicht in Gott selbst gesucht wird. Indem Schmitt die gnostische Zerrissenheit in die Einheit Gottes zurückbannt, widersteht er der Versuchung eines radikalen dualistischen Zerfalls, der Marcion in seinem Mythos des Kalten Krieges zwischen einem liebenden Erlösergott und einem strengen Schöpfergott erlegen war. Aber unweigerlich muß Schmitts Überspannung des »Gottmenschen« Christus zu dessen inwendiger Spaltung führen: in einen dank der Kirche siegreichen »Gott«, und in einen gegen dessen Herrschaft in urprotestantischer Heilssuche leidend rebellierenden »Menschen«.

So bereitet der göttliche Aufruhr den menschlichen Fall in die heillose Säkularität allemal selbst vor und beschwört letztlich noch die Selbstermächtigung des neuzeitlichen Menschen herauf. Gleichwohl kann der Stifter dieser »Pseudo-Religion der absoluten Humanität«, deren Wesen sich in den apokalyptischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts offenbarte, nur der »Sohn des Verderbens, der Widersacher« sein, der sich »in den Tempel Gottes setzt und sich als Gott ausgibt.« Indem Schmitts »Stasiologie« noch die Herrschaft des Antichristen aus der Zwiespältigkeit des Einen Christus hervorgehen läßt, versöhnt sie den scheiternden Katechon wiederum mit dem göttlichen Heilsplan.

Alfons Motschenbacher: *Katechon oder Großinquisitor? Eine Studie zu Inhalt und Struktur der Politischen Theologie Carls Schmitts*, Marburg 2000.

Günter Maschke: »Die Zweideutigkeit der ›Entscheidung‹ – Thomas Hobbes und Juan Donoso Cortés im Werk Carl Schmitts«, in: Helmut Quaritsch (Hrsg.): *Complexio Oppositorum. Über Carl Schmitt*, Berlin 1988.

Armin Mohler: »Carl Schmitt und die ›Konservative Revolution‹«, in: *Complexio Oppositorum*, a.a.O.

Carl Schmitt: *Politische Theologie II. Die Legende von der Erledigung jeder politischen Theologie*, Berlin 1996 (1970);

Erik Petersen: *Der Monotheismus als politisches Problem*, Leipzig 1935; auch in (Ders.): *Theologische Traktate*, Würzburg 1994;

Hans Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1966;

Hans Blumenberg/Carl Schmitt: *Briefwechsel 1971–1978*, Frankfurt a.M. 2007.

Ruth Groh: *Arbeit an der Heillosigkeit der Welt. Zur politisch-theologischen Mythologie und Anthropologie Carl Schmitts*, Frankfurt a.M. 1998.

Der zweite Brief des Apostel Paulus an die Thessalonicher, 2,3ff.

Autorenporträt Hanno Kesting

von Karlheinz Weißmann

Man könnte das Jahr 1959 als Epochenjahr »im Verborgenen« bezeichnen. Äußerlich blieben die Verhältnisse, wie sie waren, bestimmte politisch und ideologisch der Kalte Krieg die Lage. Aber hinter den Kulissen bahnte sich ein Wandel an. Auf der Außenministerkonferenz in Genf – dem letzten Versuch der Alliierten, unter Einbeziehung von BRD und DDR eine Lösung der Deutschen Frage herbeizuführen – war es zu einer Annäherung zwischen der Sowjetunion und den USA gekommen. Der Begriff »détente« – »Entspannung« kam in Gebrauch, womit faktisch die Übereinkunft der Supermächte gemeint war, sich gegenseitig den Bestand ihrer Einflußgebiete (in Europa) zu garantieren und keinen gewaltsamen Versuch zur Destabilisierung des gegnerischen Zentrums zu machen. In den Vereinigten Staaten sollte der neugewählte Präsident Kennedy kurz darauf das Projekt der *grand society*, der inneren Reformen und des sozialen Umbaus der Gesellschaft, verkünden, in der UdSSR wurde mit einer vorsichtigen Liberalisierung des Systems experimentiert.

Wer in der Bundesrepublik diese Entwicklung begrüßte, war naiv, nahm die Parolen zum Nennwert, durchschaute die dahinter stehenden Interessen nicht oder war entschlossen, seine eigenen unter den veränderten Bedingungen voranzubringen. Das galt vor allem für die »45er«, eine Bezeichnung, die Carl Schmitt den Profiteuren des deutschen Zusammenbruchs angeheftet hatte, deren Triumph wesentlich beschnitten worden war durch die Zwänge des Ost-West-Konflikts: die Plausibilität des Antikommunismus einerseits, die Notwendigkeit, der Liberalisierung Grenzen zu ziehen, um die Verteidigungsfähigkeit zu sichern andererseits. Jetzt löste sich der Konsens, der bis zum Ende der fünfziger Jahre bestimmend gewesen war, auf – ein Vorgang, der nicht nur mit dem Nachdrängen der jungen Generation und dem Wirtschaftswunder zu tun hatte, sondern auch mit der neuen politischen Lage. Wenn Schmitt das »Erkenne die Lage!« zur ersten Forderung politischer Analyse erhoben hatte, ergab sich daraus aber keineswegs zwingend nur eine denkbare Reaktion.

Nicolaus Sombart:
*Rendezvous mit dem
Weltgeist. Heidelberger
Reminiszenzen 1945–1951*,
Frankfurt a.M. 2000.

Hanno Kesting: »Alfred
Weber«, in: *Soziale Welt*
9 (1958) 2, S. 97f.

Das Gemeinte kann man an den 1959 erschienenen Büchern von Reinhart Koselleck und Hanno Kesting ablesen, die zu den begabtesten Schülern Schmitts in der Nachkriegszeit gehörten. Was Kosellecks *Kritik und Krise* mit Kestings *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg* verband, war die Aufnahme eines entscheidenden Theorems von Schmitt: daß die politische Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert nicht anders zu erklären sei als durch die Annahme eines Zersetzungsprozesses jener Staatlichkeit, die gerade erst mit der Befriedung der Konfessionen gewonnen worden war. Grund für die Zersetzung sei der Aufstieg neuer »Zwischengewalten« gewesen, die zwar anders operierten als die Kirche oder die Feudalherren des Mittelalters, aber für den Staat ungleich gefährlicher waren. Sie kombinierten ihre ökonomische Macht nämlich mit einem neuen Glauben – dem an den »Fortschritt« –, der sich nicht mehr durch die üblichen Methoden abweisen ließ.

Koselleck und Kesting gehörten auch zum Freundeskreis von Nicolaus Sombart, mit dem sie im Chaos der Nachkriegszeit bei Alfred Weber das Studium in Heidelberg begonnen hatten. Durch Sombart war der Kontakt zu Schmitt vermittelt worden, der über kein Amt mehr verfügte, aber einen bemerkenswerten Einfluß auf Teile der jungen westdeutschen Intelligenz ausübte. Die drei betrachteten sich vor allem als Überlebende, Davongekommene; sie bildeten eine Clique, die zusammen lebte, feierte, soff, lernte, debattierte und sich halb im Spaß, halb im Ernst »Archiv für Raumplanung und Weltbürgerkrieg« nannte. Man pflegte einen sehr intensiven Austausch, nahm an den Ferienseminaren teil, die Schmitts »Hof« (Dirk van Laak) veranstaltete, und besuchte regelmäßig den »geheimen[n] Principe im unsichtbaren Reich deutscher Geistigkeit«, wie Kesting Schmitt bezeichnete.

Allerdings zeigte sich früh, daß Sombarts Leichtfertigkeit in deutlichem Gegensatz zu den Anstrengungen von Koselleck und Kesting stand, die nach einem Neuanfang suchten und dabei von Schmitt die entscheidenden Anregungen erhielten. Nur entschied sich der eine für den verdeckten, der andere für den offenen Angriff – ein Sachverhalt, der nicht sofort erkennbar wurde, wie man der Polemik von Jürgen Habermas gegen Kosellecks Buch, seinem relativen Wohlwollen gegenüber Kestings entnehmen kann. Jedenfalls war für Koselleck typisch das Verklausulierte in Wortwahl und Argumentation, die Art, Ungeheuerlichkeiten – zum Beispiel den Einfluß der Freimaurerei auf die Vorbereitung der Französischen Revolution – zu präsentieren, aber die Schlußfolgerung abzuschneiden oder ins Harmlose umzubiegen. Demgegenüber neigte Kesting zu einer Unverhohlenheit, die selbst in der vergleichsweise freien Atmosphäre der Zeit etwas Halsbrecherisches hatte. Vor allem lehnte er die dogmatische Auffassung ab, daß sich der Sinn des historischen Prozesses in der deutschen Niederlage offenbart habe. Kesting vertrat vielmehr die Ansicht, daß seit der Aufklärung eine globale Auseinandersetzung zwischen ideologischen Lagern geführt werde, jeweils bewaffnet mit einer Geschichts- als Bürgerkriegsphilosophie. Dabei siegten zuletzt die feindlichen Brüder der linken Partei (kapitalistische Demokratie und Sowjetsystem) über die rechte Partei (zuletzt in Gestalt von Faschismus und Nationalsozialismus), deren Bündnis dann angesichts des Triumphes über den gemeinsamen Feind zerfiel. Noch beunruhigender als diese Deutung war Kestings Feststellung, daß der von den Alliierten behauptete Kampf im Namen der Menschheit nur ein leicht durchschaubares Ideologem sei, mit dem man jede eigene Untat zu decken glaubte: »Die Interessen einer relativ kleinen Schicht stellen sich dar als die Interessen der Allgemeinheit und Menschheit selbst. Nach der Logik von Begriff und Gegenbegriff hat das die Folge, daß der Gegner dieser Interessen zu einem Gegner der Allgemeinheit und des Menschengeschlechts gestempelt wird. Auf diese Weise entfalten humanitäre Begriffe eine außerordentliche Kraft der Diskriminierung«.

Man muß die veristische Neigung Kestings nicht nur auf den Einfluß Schmitts, sondern auf eine charakterliche Disposition zurückführen, die nach Aussage seiner Schwester – der Literaturwissenschaftlerin Marianne



Hanno Kesting, etwa 1970

Dirk van Laak: *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik*, Berlin 1993.

Jürgen Habermas: »Zur Kritik der Geschichtsphilosophie« [1960], in ders.: *Philosophisch-politische Profile*, Frankfurt a.M. 1981, S. 435–444.

Kesting – früh erkennbar war. Sie sei jedenfalls schon darin zur Geltung gekommen, daß Kesting wegen dauernder Widersetzlichkeit aus der HJ entfernt wurde. Eine Rolle mag auch der familiäre Hintergrund gespielt haben. Kesting wurde am 12. Dezember 1925 in der Nähe von Gelsenkirchen geboren und stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Der Vater war allerdings literarisch und musisch außerordentlich interessiert und hielt Abstand zum NS-Regime. Die beiden letzten Kriegsjahre diente Kesting als Soldat, an den Folgen einer Verwundung litt er lebenslang. Erst nach der Entlassung aus vierjähriger britischer Kriegsgefangenschaft konnte er dann ein Studium der »Orientierungswissenschaften« Soziologie, Philosophie und Geschichte aufnehmen. Wie stark ihn dabei Schmitt beeinflusste, war schon an seiner (nicht publizierten) Dissertation über »Utopie und Eschatologie«, dann aber vor allem an seinem Hauptwerk *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg* zu sehen.

Hanno Kesting: »Utopie und Eschatologie. Zukunftserwartungen in der Gesellschaftsphilosophie des 19. Jahrhunderts«, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 41 (1954), S. 202–230.

Trotz der tief pessimistischen Sicht, die in diesem Buch zum Ausdruck kam, hat Kesting mit einem gewissen Geschick seine berufliche Laufbahn verfolgt. Nach einiger Zeit an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster, wo er mit empirischen Untersuchungen zu den in der Arbeiterschaft verbreiteten Leitvorstellungen befaßt war, wurde er 1957 Dozent an der Hochschule für Gestaltung in Ulm und nahm erheblichen Einfluß auf deren wissenschaftliche Ausrichtung, gab diese Stelle dann wieder auf und leitete 1959 kurz das Kulturressort der *Frankfurter Rundschau*. 1962 kehrte Kesting in den akademischen Bereich zurück und ging als Assistent Arnold Gehlens nach Speyer. Dort habilitierte er sich mit einer Arbeit über *Öffentlichkeit und Propaganda* (die erst posthum veröffentlicht wurde). Gegen die außerordentlich einflußreiche These von Habermas über das Wesen »kritischer Öffentlichkeit« entwickelte Kesting die Auffassung, daß so etwas wie eine »öffentliche Meinung« im strengen Sinn niemals existiert habe, nicht existiere und auch zukünftig nicht existieren werde. Wer behaupte, im Namen der Öffentlichkeit zu sprechen – ganz gleich, ob er an der Macht sei oder in der Opposition stehe –, tue das immer in manipulativer Absicht. Es handele sich nur um ein Mittel, dessen sich die konkurrierenden Eliten bedienten, um ihre Ansprüche zu legitimieren.

Hanno Kesting: »Der neue Leviathan«, in: Hans Freyer, Johannes Chr. Papalekas und Georg Weippert (Hrsg.): *Technik im technischen Zeitalter*, Düsseldorf 1965, S. 271–287.

Kestings Sicht der Dinge war vor allem an Schmitt und Gehlen, aber auch an Pareto, Sorel und Lenin – den bewunderten Meistern »politischer Illusionslosigkeit« – geschult. Man konnte ihn mit einem gewissen Recht auch dem in den sechziger Jahren einflußreichen »Technokratischen Konservatismus« zurechnen. Ein Sachverhalt, der an verschiedenen Aufsätzen dieser Zeit über die Entwicklung und Unumgänglichkeit der Propaganda in modernen Industriestaaten abzulesen war, vor allem aber in seinem dritten Buch *Herrschaft und Knechtschaft*, das 1973 erschien. Es handelt sich bei dem Titel um eine Anspielung auf das Kapitel über Herr und Knecht in Hegels *Phänomenologie des Geistes*, anhand dessen er die These entwickelt, daß die Vorstellung von der unumschränkten Herrschaft des Herrn und der unumschränkten Knechtschaft des Knechts so niemals gestimmt habe (wegen der Dialektik ihrer Beziehung) und seit der Französischen Revolution gar keine brauchbare Interpretationsmöglichkeit mehr biete, um den Gang der Geschichte zu verstehen. Faktisch habe die Partei der Knechte im größeren Teil der Intelligenz einen Verbündeten oder eine Führung gewonnen, die unter Hinweis auf das Soziale maßgeblichen ideologischen Einfluß nehme und seit dem 19. Jahrhundert dazu beitragen habe, nicht nur das Innenleben der Staaten, sondern auch deren Außenbeziehungen maßgeblich zu bestimmen. Das Spektrum der Reaktionen auf diese Herausforderung reichte von der Revolutionsverhinderung mittels Fabrikgesetzgebung und öffentlicher Arbeitsbeschaffung über Bismarcks Sozialreformen bis zu Disraelis Sozialimperialismus und wurde im 20. Jahrhundert globalisiert, aber inhaltlich nur unwesentlich ergänzt um die totalitären Konzepte roter oder brauner Machart und das, was organisierter Massenkonsum oder die allgemeine Sozialdemokratisierung bewirkten. Daß diese Analyse in der Atmosphäre der siebziger Jahre keine Zustimmung fand, lag auf der Hand. Das von Kesting identifizierte Problem, daß der Gesamtprozeß, »wenn nicht den vollständigen Sieg des Knechts, so doch den seiner Mythologie« mit sich brachte, was jeden Versuch zum Scheitern verurteilte, die »Herkunft aus dem 18. Jahrhundert« hinter sich zu lassen, war den tonangebenden Kreisen ebenso unlieb wie Kestings Hinweis auf die Ausweglosigkeit einer Situation, in der hinter

Hanno Kesting: »Organisation und Propaganda. Zur Theorie der politischen Massenlenkung in der UdSSR«, in: *Magnum* Nr. 52 vom Februar 1964, S. 48.



Umschlagvorderseite der Zeitschrift *magnum*, Februar 1964, darin auch ein Aufsatz Hanno Kesting's.

dem Jargon des Sozialen alle anderen – im eigentlichen Sinn politischen – Probleme verschwunden zu sein schienen, aber in Wirklichkeit nur kaschiert waren.

Daß Kesting diese Perspektive nicht erst unter dem Eindruck der linken Kulturrevolution entwickelt hatte, erhellt daraus, daß der Text von *Herrschaft und Knechtschaft* eigentlich auf eine dreiteilige Sendung für das Abendstudio des Hessischen Rundfunks zurückging, die bereits 1962 ausgestrahlt worden war. Kesting hat am Text selbst nichts geändert, auch nicht die Schlußaussage, in der es hieß, daß vielleicht doch die Erfahrung des Weltbürgerkriegs und der fehlgeschlagenen eschatologischen Erwartung zur »Überwindung des furchtbaren Mythos« helfen könnten; dazu noch das Hegel-Zitat: »Das Gerede verstummt vor den ernstesten Wiederholungen der Geschichte.« Ohne Zweifel hat Kesting die »ernstesten Wiederholungen der Geschichte« ebenso gefürchtet wie erhofft. Aus seiner Sicht, wie aus der der meisten Konservativen seiner Zeit, konnte nur der Ernstfall, wenn nicht die Eliten, dann doch die Massen zur Vernunft bringen.

Daß auch diese letzte Hoffnung trog, hat Kesting in seinen letzten Lebensjahren bitter erfahren. Als er 1968 endlich einen Ruf an die Universität Bochum erhielt und ein Ordinariat für Soziologie übernahm, wurde er des neuen Amtes nicht froh. Hatte er sich bis dahin politisch noch eine gewisse Zurückhaltung auferlegt – zwischenzeitlich war er sogar Stadtverordneter für die FDP gewesen –, so ließ er angesichts der Studentenrevolte jede Zurückhaltung fahren. Er agierte mit großer Schärfe gegen die studentische Linke wie gegen den Opportunismus seiner Kollegen und war im Lehrkörper rasch vollständig isoliert. Er schloß sich früh dem Kreis um die Zeitschrift *Criticón* an und entwickelte einen zunehmend polemischen Ton; in seinen Vorlesungen soll er angesichts der terroristischen Bedrohung offen für die Errichtung eines autoritären Regimes nach dem Muster von Salazars Portugal gesprochen haben.

Wie skeptisch Kesting die Überlebensfähigkeit der Bundesrepublik beurteilte, war auch dem Beitrag zu entnehmen, den er 1974 in der Festschrift zum 70. Geburtstag seines Lehrers Gehlen veröffentlichte. Es handelte sich noch einmal um das Thema der politischen Täuschung und Selbsttäuschung und um ein Plädoyer für die »Fähigkeit zu sehen. Zu sehen, was vor jedermanns Augen liegt, aber, aus welchen Gründen immer, aus Verstrickung in Traditionen, in Vorurteile, nicht zuletzt in Ideologien selbst und zumal von den Beteiligten übersehen wird.«

Ein Jahr später starb Hanno Kesting, gerade fünfzigjährig, an den Folgen einer mißglückten Operation.

Hanno Kesting: »Simon Nicolas Henri Linguet«, in: Ernst Forsthoff und Reinhard Hörstel (Hrsg.): *Standorte im Zeitstrom. Festschrift für Arnold Gehlen zum 70. Geburtstag am 29. Januar 1974*, Frankfurt a. M. 1974, S. 145–162.

Bibliographie:

Mit Hans Paul Bahrdt, Heinrich Popitz und Ernst August Jüres: *Technik und Industriearbeit*, Tübingen 1957 (mehrere Neuauflagen);

mit dens.: *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters*, Tübingen 1957 (mehrere Neuauflagen);

Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg, Heidelberg 1959 (²1973);

Herrschaft und Knechtschaft, Freiburg i. Br. 1973;

Öffentlichkeit und Propaganda, Bruchsal 1995.

Schmitts Schüler

von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann

ALTMANN, RÜDIGER (1922–2000)

Altmann studierte nach dem Militärdienst in Frankfurt a. M., Berlin und Marburg Rechts- und Staatswissenschaften sowie Soziologie. In letzterem Fach wurde er von Wolfgang Abendroth promoviert. Aber obwohl sein Doktorvater als Zentralfigur der »heimatlosen Linken« galt, wandte sich Altmann dem bürgerlichen Lager zu und gründete 1954 mit dem zehn Jahre jüngeren Johannes Gross die RCDS-Zeitschrift *Civis*; 1956 übernahm er die Leitung der CDU-nahen Akademie Eichholz.

Daß diese Tätigkeit einem beweglichen Kopf wie Altmann nicht genügte, war schon erkennbar, als 1958 ein Buch mit Beiträgen von ihm und Gross unter dem Titel *Die neue Gesellschaft* erschien, das mehr oder weniger deutliche Hinweise auf den Einfluß Carl Schmitts enthielt, der unter Pseudonym auch als Autor an *Civis* beteiligt gewesen war. Altmann hatte den »Avancierriesen« (Hanno Kesting) im verbotenen Reich des Geistes bei einem Genesungsurlaub im letzten Kriegsjahr an der Berliner Universität gehört, dann aber keinen Kontakt mehr gehabt. Der kam erst 1955 wieder zustande, wobei Schmitts Wertschätzung durch die Geschicklichkeit, mit der Altmann ihn zum Zweck der Anspielung – nicht die offene Bezugnahme – nutzte, nicht gemindert wurde, ganz im Gegenteil.

Diese Art Krypto-Schmittismus spielte auch eine Rolle für die beiden folgenden Bücher Altmanns – *Das Erbe Adenauers* (1960) und *Das deutsche Risiko* (1962) –, mit denen er sich einer CDU nach Adenauer als Analytiker empfahl. Tatsächlich sollte er zum engsten Beraterkreis von Ludwig Erhard gehören und lancierte den Begriff »Formierte Gesellschaft«, ein Terminus, dessen Anklang an Schmitts Begrifflichkeit sicher kein Zufall war.

Allerdings hatte Altmanns Wunsch nach Nähe zur Macht immer etwas Spielerisches. Diese Unernsthaftigkeit erklärt auch, warum er sein konservatives Image nach dem raschen Scheitern Erhards nutzte, um sich trotz des po-

litischen Klimawechsels den Einflußreichen weiter interessant und angenehm zu machen. Eine Anpassungsfähigkeit, die ihm ohne Zweifel auch bei seiner beruflichen Karriere zustatten kam. Zwischen 1963 und 1978 übernahm er die Position eines stellvertretenden Hauptgeschäftsführers des Deutschen Industrie- und Handelstages. Während dieser Zeit hat er weiter, mehr oder weniger intensiv, publizistisch gearbeitet und bemerkenswert oft Themen und Stichworte Schmitts aufgenommen und ausgewalzt. Seine teilweise brillanten Texte – von der »scharf-zarten Bemerkungsgabe« des Freundes hat Gross gesprochen – kennzeichnete allerdings eine resignative Attitüde, die es Altman erlaubte, sich politisch nicht festzulegen. Daß der CDU-Mann ein ausgesprochener Verächter Helmut Kohls war, ließ sich natürlich in das Wohlwollen der Gegenseite ausmünzen, und kennzeichnend ist auch, daß Altmann seinen Nachlaß der Friedrich-Ebert-Stiftung übergab.

ARNDT, HANS JOACHIM (1923–2004)

Zu den prägenden Erfahrungen der frühen Jahre Arndts gehörten der Aufstieg des NS-Regimes und dann vor allem die Kriegszeit. Arndt diente in der Marine als Offizier, geriet in Gefangenschaft und sah sich nach der Niederlage gezwungen, die Laufbahn des Berufssoldaten aufzugeben. Er begann ein Studium der Soziologie und ging im Sommersemester 1950 und im Wintersemester 1951/52 nach Heidelberg, wo er dann bei Alfred Weber promoviert wurde. In dessen Umfeld hatte sich zu dem Zeitpunkt ein »Carl-Schmitt-Fan-Club« (Dirk van Laak) gebildet, zu dem Arndt Kontakt über Reinhart Koselleck und Hanno Kesting fand, die ihn dann in Verbindung zu Schmitt wie Armin Mohler brachten.

Arndt engagierte sich auch in der nordrhein-westfälischen FDP, die mit ihrem Kurs der »nationalen Sammlung« eine gewisse Anziehungskraft auf die junge rechte Intelligenz der Bundesrepublik ausübte. Darüber hinaus dekuvierte er sich aber nicht. Er hat zur Begründung

immer angegeben, daß die totale Niederlage von 1945 eine klare Unterscheidung zwischen *résistance* und *collaboration* unmöglich machte. Bis zum Beginn der siebziger Jahre mied Arndt jedenfalls klare Positionsbestimmungen und ver-



öffentlichte vor allem zu Managementfragen; auch die Universitätskarriere trat er erst relativ spät an: Im Zuge der Bildungsexpansion erhielt er 1968 einen neugeschaffenen Lehrstuhl für Politikwissenschaft an der Universität Heidelberg.

Die entscheidende Änderung trat erst ein, als Arndt zehn Jahre später eine Monographie unter dem Titel *Die Besiegten von 1945. Versuch einer Politologie für Deutsche* (1978) vorlegte, in der er von einer an Schmitt geschulten »konkreten Lageanalyse« ausging. Im Kern handelte es sich seiner Meinung nach darum, daß die Politologie keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben könne, da sie von einer vorgegebenen Dogmatik ausgehen müsse und weiter den ehemaligen Siegermächten als Konzept diene, ihre Umerziehungsmaßnahmen auf Dauer zu stellen.

Das Buch *Die Besiegten von 1945* sorgte zwar in der Zukunft für einen gewissen Unmut, aber eine echte Resonanz fand es nicht. Arndt nahm das mit Erbitterung zur Kenntnis und quittierte später nur noch mit Genugtuung, daß Panajotis Kondylis – den er als seinen Schüler betrachtete – den Faden aufnahm und »die illusionsloseste politische Grundlagenphilosophie« schrieb, »die nach dem zweiten Weltkrieg in deutscher Zunge veröffentlicht wurde«.

BÖCKENFÖRDE, ERNST-WOLFGANG (*1930)

Ohne Zweifel hat Ernst-Wolfgang Böckenförde, der »Einstein des Staatsrechts« (*Süddeutsche Zeitung*), unter allen Nachkriegsschülern Carl Schmitts die beeindruckendste Karriere gemacht. Bereits 1953, mit dreiundzwanzig Jahren, wurde er in kurzem Abstand zum Dr. iur., dann zum Dr. phil. promoviert. Immerhin dauerte dann die Fertigstellung der Habilitation bis 1964. Allerdings erhielt Böckenförde sofort einen Ruf auf den Lehrstuhl für öffentliches Recht, Verfassungs- und Rechtsgeschichte sowie Rechtsphilosophie an der Universität Heidelberg, 1969 wechselte er nach Bielefeld, 1977 nach Freiburg i. Br. Zwischen 1971 und 1976 gehörte Böcken-

förde der Enquetekommission des Bundestages zur Verfassungsreform an, zwischen 1983 und 1996 amtierte er als Bundesverfassungsrichter.

Böckenfördes Interesse an Schmitt wurde über das Collegium Philosophicum Joachim Ritters in Münster geweckt. Das war nicht ungewöhnlich, Anlaß zu Irritationen gab eher seine SPD-Mitgliedschaft, die für einen bekennenden Katholiken in der frühen Bundesrepublik kaum die Regel war, und die Tatsache, daß er sich trotzdem und relativ deutlich auf Schmitt bezog. Einer breiteren Öffentlichkeit enthüllte sich dieser Zusammenhang allerdings kaum. Diesen Sachverhalt kann man deutlich an der Debatte über den Aufsatz ablesen, den Böckenförde 1960 im katholischen *Hochland* veröffentlichte und in dem er sich dezidiert kritisch mit der Haltung des Zentrums zur Machtübernahme Hitlers auseinandersetzte. Allgemein wurde dieser Text als Beitrag zu der mit Vehemenz einsetzenden »Vergangenheitsbewältigung« betrachtet, aber Schmitt registrierte ihn mit Wohlwollen, weil hier – anders als in der sonst üblichen, mehr verschleiernenden als entdeckenden Art – die Position des Katholizismus im Jahr 1933 behandelt und deutlich die Zwangslagen herausgearbeitet wurden, die seine eigene Position relativieren konnten.

Böckenförde wollte mit seinem Text keiner Rechtfertigung Schmitts Vorschub leisten, aber es ergab sich wie in anderen Fällen eine Art Parallelität der Argumentation. Besonders deutlich wurde das immer dann, wenn Böckenförde zur Verteidigung der Kernstaatlichkeit ansetzte, die er gegen die Begehrlichkeiten der Gesellschaft – vor allem der Wirtschaft – geschützt wissen



wollte. Daraus resultierten zuletzt noch seine scharfen Stellungnahmen zur europäischen Integration und die Ablehnung des Türkeibeitritts; vor allem aber geht es um das, was man schon als Böckenförde-Theorem bezeichnet hat, zusammengefaßt in der Formel: »Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.« Man erkennt unschwer den Einfluß der Lehre Schmitts von der Bedeutung Politischer Theologie.

FORSTHOFF, ERNST (1902–1974)

siehe *Sezession* 38, Seite 28

FREUND, JULIEN (1921–1993)

Freund stammte aus kleinen Verhältnissen in Lothringen. Unmittelbar nach der Besetzung Frankreichs schloß er sich der *Résistance* an, was

ihm mehrfache Festnahme und Inhaftierung eintrug, der er sich schließlich durch die Flucht entzog. Nach dem Ende des Krieges nahm er sein unterbrochenes Studium wieder auf und unterrichtete dann als Gymnasiallehrer. Erst nach dem Abschluß seiner Dissertation (bei Raymond Aron) kehrte er in den akademischen Bereich zurück. Er übernahm einen Lehrstuhl für Politikwissenschaft an der Universität Straßburg und setzte sich leidenschaftlich für den Ausbau seines Faches ein, wandte sich aber zuletzt angesichts des Leistungsverfalls und der Vorherrschaft der Linken enttäuscht von der Hochschule ab und trat bereits 1979 in den Ruhestand.

Als politisch verdächtig galt er natürlich auch wegen seiner offenen Sympathie für die *Nouvelle Droite*; eine Sonderstellung hatte er in der französischen Gesellschaftswissenschaft aber von Anfang an gehabt, wegen seines ausgeprägten Interesses an der deutschen Geistesgeschichte. Noch irritierender war nur seine Sympathie für Carl Schmitt, den er außerdem persönlich kannte und mit dem er lange – zwischen 1959 und 1982 – in einem sehr herzlichen Briefwechsel stand. Schmitt hat noch stärker als Weber oder etwa Georges Sorel Einfluß auf Freundes Verständnis der Geschichte und des Politischen genommen. Schon in seiner Doktorarbeit war es um die Bedeutung des Feindes und der Feindfähigkeit ganz im Sinne der von Schmitt vorgenommenen Unterscheidung gegangen.

KESTING, HANNO (1925–1975)

siehe Autorenporträt in diesem Heft

KOSELLECK, REINHART (1923–2006)

Koselleck war einer der einflußreichsten Historiker der Nachkriegszeit. Sein Ansehen ist bis heute groß, was auch mit der Wahrnehmung eines strengeren Theoriebezugs zu tun hat, welcher der Disziplin sonst mangelt. Es bleibt allerdings die Frage, ob die Konzentration Kosellecks auf theoretische Fragen nicht auch dem Zweck diene, sich von gewissen Gefahrenzonen der Geschichtsschreibung fernzuhalten. Daß er diese kannte, gut kannte, war schon seinem genialen Erstling *Kritik und Krise* (1959) zu entnehmen, der sich mit dem Vorlauf der Französischen Revolution befaßt und dabei vor allem die ideologischen Mineure behandelt, die seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts den Untergrund des alten Europa und der neuen Staatlichkeit zerstört hatten. Thema und Vorgehensweise waren nachhaltig durch Schmitt angeregt, den Koselleck während seiner Heidelberger Studienzeit über Nicolaus Sombart kennengelernt hatte.

Die These, der Aufstand der »Zwischengewalten« habe jenen »Bürgerkrieg« ausgelöst, »unter dessen Gesetz wir heute noch leben«, hat selbstverständlich Mißtrauen geweckt, und Habermas warf Koselleck erwartungsgemäß vor, den Fortschritt »in Verruf« zu bringen, aber seiner wissenschaftlichen Karriere hat das nicht geschadet. 1965 erhielt er einen ersten Ruf nach Bochum, drei Jahre später nach Heidelberg, in demselben Jahr übernahm er auch einen Sitz in der

Gründungskommission der Universität Bielefeld. Ein orthodoxes Mitglied der »Bielefelder Schule« ist Koselleck selbstverständlich nicht geworden, aber es gelang ihm in den siebziger und achtziger Jahren stets, bei der intellektuellen Linken den Eindruck zu erwecken, daß er dazugehöre.



Wie wenig das tatsächlich zutrifft, kann man seinem wissenschaftlichen Hauptwerk entnehmen, der sich über Jahrzehnte erstreckenden Herausgabe des Handbuchs *Geschichtliche Grundbegriffe*. Denn es ging Koselleck darum, daß alle »Grundbegriffe« kein Wesen an sich hätten. Sie nähmen vielmehr teil am »semantischen Kampf, um politische oder soziale Positionen zu definieren und kraft der Definitionen aufrechtzuerhalten oder durchzusetzen«.

Neben den *Geschichtlichen Grundbegriffen* ist auch noch auf die von Koselleck mitherausgegebene Reihe »Poetik und Hermeneutik« hinzuweisen, an der Wissenschaftler verschiedener Disziplinen mitwirkten. 1980 erschien ein Band zum Thema »Niedergang«. In dem abschließenden Essay befaßte Koselleck sich mit der Frage, inwieweit die Wahrnehmung von Fortschritt und Dekadenz auf historischen oder perspektivischen Illusionen beruhe, wie sehr beide Diagnosen vom Betrachter abhängig seien und nicht selten das, was für den einen Fortschritt bedeute für den anderen als Abstieg erscheine und umgekehrt. Er verwies darauf, daß schon Rousseau und – schärfer – Nietzsche diesen Sachverhalt genutzt hätten, um, wie Koselleck Nietzsche zitiert: »Dem, was entartet und absterben will, das Verlangen zum Ende einzugeben«. Dann setzte er hinzu: »Aber brechen wir hier ab«.

MARTINI, WINFRIED (1905–1991)

siehe *Sezession* 38, Seite 40f

MASCHKE, GÜNTER (*1943)

siehe Interview sowie *Sezession* 38, Seite 41f

MOHLER, ARMIN (1920–2003)

siehe Biographie von Karlheinz Weißmann (*Edition Antaios* 2011)

SANDER, HANS-DIETRICH (*1928)

Sander kam erst 1967 in direkten Kontakt zu Schmitt, den Mohler vermittelt hatte. Zuvor hatte er in Westberlin studiert, war dann einige Jahre Dramaturg in Ostberlin, um dann 1957

endgültig nach Westdeutschland überzusiedeln. Dort war er, mit einer längeren Unterbrechung, bis 1968 Redakteur der *Welt*, bei der er sich nach dem Tod Hans Zehrsers zunehmenden Schwierigkeiten ausgesetzt sah. Er knüpfte daraufhin an seine Forschungen zur Revolutionstheorie an und wurde von Hans-Joachim Schoeps mit einer Arbeit über »Marxistische Ideologie und allgemeine Kunsttheorie« promoviert. Schmitt hat diese Arbeit mit vielen Ratschlägen begleitet, und Sander dankt ihm dafür im Vorwort. Beide führten zwischen 1967 und 1981 einen umfangreichen Briefwechsel (erschieden bei *Antaios*, Schnellroda 2008), in dem Schmitt immer wieder Anregungen gab und hier wirklich als ein akademischer Geburtshelfer wirkte. Er warnte Sander davor, die Judenfrage in der Gegenwart zu erörtern, was Sander dennoch tat, als er der zweiten Auflage seiner Dissertation ein Corollarium zum »Ortlosen Marxismus« anhängte. Damit manifestierte sich Sanders Außenseiterposition, die er nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch innerhalb von Schmitts Schülerschaft einnahm. Anfang der achtziger Jahre antwortete Schmitt nicht mehr auf die Briefe von Sander. Die Gründe sind rätselhaft. Sander vermutet, daß es seine Radikalität war, mit der er das Verhältnis von Partei und Staat untersuchen wollte, die Schmitt an seine nie geschriebene »Allgemeine Staatslehre« erinnert hätte. Sander hat dieses Projekt, das er mit »Gastmahl des Leviathan« überschrieb, bis heute nicht vollenden können. Allerdings blieb er der einmal gewählten Fragestellung treu, indem er die Zeitschrift *Staatsbriefe* herausgab, die in den neunziger Jahre wohl das interessanteste Theorieorgan von rechts gewesen ist.

SCHROERS, ROLF (1919–1981)

Schroers lernte Schmitt 1955 kennen, als er Lektor des Verlages Kiepenheuer & Witsch war, und blieb seitdem in regem brieflichen Austausch mit ihm. Der Sohn eines Generals hatte als Kriegsheimkehrer in Münster unter anderem Germanistik und Geschichte studiert und versuchte, sich zunächst als freier Schriftsteller und Übersetzer durchzuschlagen. Sein Erstling von 1949, eine biographische Studie über T. E. Lawrence, brachte ihn in die Gruppe 47, von der er sich später löste und ihr vorwarf, lediglich eine linke Interessengemeinschaft darzustellen, die andere Weltanschauungen konsequent ausgegrenzt und diffamiert habe. Er beteiligte sich in der Folge an zahlreichen Projekten und Neugründungen von Zeitschriften, denen oftmals keine lange Lebensdauer beschieden war. Anfang der sechziger Jahre schrieb er parallel zu Schmitt an einem Buch über die Gestalt des Partisanen, das 1961 erschien. Schmitt nimmt in seiner *Theorie des Partisanen* (1963) darauf Bezug. Da der erhoffte Erfolg als Schriftsteller ausblieb, sah sich Schroers nach einer festen Anstellung um und schloß sich den Liberalen an. Dort wurde er 1965 Chefredakteur der Zeitschrift *liberal* und war von 1968 bis zu seinem Tod Direktor der Theodor-Heuss-Akademie in Gummersbach. Als FDP-Mitglied ließ er sich zweimal als Direkt-

kandidat für den Bundestag aufstellen, ohne allerdings ein Mandat zu erringen. Seine Teilnahme für Schmitt, die sich nicht zuletzt in seinem Werk mit zahlreichen Referenzen niederschlug, sorgte für Irritationen, hatte aber keine negativen Folgen für Schroers. Die Figur des Partisanen eignete sich offenbar besonders gut, um die Schranke, die um Schmitt von links errichtet worden war, zu durchbrechen. So kam auch der Sinologe und Maoist Joachim Schickel (1924–2002), von 1952 bis 1982 Redakteur beim Norddeutschen Rundfunk, über den Partisanen 1970 mit Schmitt ins Gespräch.

SEIFERT, JÜRGEN (1928–2005)

Seifert hätte die Bezeichnung als »Schüler« Schmitts wohl nur mit starken Vorbehalten akzeptiert, denn er war zeit seines Lebens ein dezidiert Linker und der »Links-Schmittismus« immer eine merkwürdige, mindestens heikle Sache. Seifert gehörte zwar aufgrund seiner Herkunft zum Bürgertum, das sich allerdings durch die Folgen des Zweiten Weltkriegs entmachtet und enteignet sah. Der Sohn eines Ministerialrats sah sich nach 1945 zuerst gezwungen, als Landarbeiter, dann als Werkzeugmacher sein Brot zu verdienen, bevor er ein Studium aufnehmen konnte.

Seifert belegte Jura und Philosophie in Münster, wo er in Kontakt zum Umfeld des berühmten Collegium Philosophicum Joachim Ritters kam. Bei einem von den Brüdern Böckenförde organisierten Vortrag lernte er Schmitt 1955 persönlich kennen und begann, sich intensiv mit dessen Positionen auseinanderzusetzen. Was ihn dabei vor allem anzog, war das antagonistische Politikverständnis und der Hinweis auf die Grenzen des Rechtspositivismus. Beides kombinierte Seifert in seinen eigenen Vorstellungen von Sozialismus, die sich mit dem Kurs der SPD nach dem Godesberger Programm nur schwer zum Ausgleich bringen ließen. Als Mitglied des SDS wurde Seifert aus der Mutterpartei ausgeschlossen, beugte sich aber nicht und gewann eine gewisse Bekanntheit als Kritiker der Formierten Gesellschaft wie der Notstandsgesetze, die er zurückwies, auch und gerade weil er sie als Ausfluß Schmittscher Vorstellungen betrachtete, die vom gegnerischen Klassenstandpunkt ihre Logik bezogen.

In der Atmosphäre der sechziger Jahre waren solche Stellungnahmen durchaus noch nicht karrierefördernd, und Seifert erhielt erst 1971 einen Lehrstuhl an der Universität Hannover, bezeichnenderweise nicht an der rechts-, sondern an der sozialwissenschaftlichen Fakultät. In der Folgezeit hat er vor allem durch seinen vehementen Kampf gegen »Berufsverbote« und die Anti-Terror-Gesetzgebung von sich reden gemacht und sogar den – nicht ganz unbegründeten – Verdacht der Sympathie mit der RAF auf sich gezogen. Zu betonen ist allerdings, daß Seifert ein vehementer Befürworter des Rechts auf freie Meinungsäußerung auch im Hinblick auf seine politischen Gegner war und die öffentliche Debatte als wichtigstes Stimulans eines demokratischen Gemeinwesens betrachtete.

Maschke, Herrera, Schmitt – Blick in neue Bücher

von Erik Lehnert

Daß der »Dutschke von Wien« und kurzzeitige Kuba-Asylant Günter Maschke seinen Lebensweg einmal eng mit dem Werk von Carl Schmitt verknüpfen würde, war noch in den siebziger Jahren nicht vorauszusehen. Seine Beschäftigung mit Schmitt war kritischer Natur, was diesem nicht verborgen blieb. Dennoch merkte er, daß Maschke ihn nicht in den eingefahrenen Gleisen kritisierte. Nach der ersten Begegnung Ende 1979 entstand daher eine freundschaftliche Beziehung, die bis zu Schmitts Tod hielt.

Maschke verantwortete seit Anfang 1980 eine eigene Edition als Verleger, die vom Deutschen Ärzte-Verlag finanziert wurde, und konnte Schmitt die Zustimmung zur Neuveröffentlichung einiger Werke, darunter den *Leviathan*, abringen. Während seine Geldgeber *Land und Meer* mit einem knappen Nachwort von Schmitt passieren ließen, wollten sie die Veröffentlichung des *Leviathan* mit der Begründung verhindern, es handle sich um ein antisemitisches Werk. Nach langen Verhandlungen gab es schließlich einen Kompromiß: Maschke sollte in einem Begleittext Schmitts Werk einordnen und so Mißverständnissen vorbeugen. Das Buch erschien dann 1982 mit einem sechzigseitigen Nachwort von Maschke, mit dem Schmitt nicht so recht, der Geldgeber aber ganz und gar nicht zufrieden war: Die »Edition Maschke« wurde zum Jahresende 1982 eingestellt.

Maschke indes sah darin keinen Grund, Schmitt von nun an zu meiden. Im Gegenteil: Den einmal eingeschlagenen Weg der exakten Rekonstruktion der Entstehungssituationen der Werke Schmitts und deren Exegese behielt er bei. Resultate dieser jahrzehntelangen Arbeit sind vor allem die äußerst umfangreichen Bände mit Aufsätzen Schmitts: *Staat, Großraum, Nomos. Arbeiten aus den Jahren 1916–1969* (Berlin: Duncker & Humblot 1995) und *Frieden oder Pazifismus? Arbeiten zum Völkerrecht und zur internationalen Politik 1924–1978* (Berlin: Duncker & Humblot 2005). Nun hat Maschke einen weiteren, lange erwarteten Text von Schmitt in seiner

so überaus gründlichen und gelehrten Art und Weise ediert: *Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reiches. Der Sieg des Bürgers über den Soldaten* (Berlin: Duncker & Humblot 2011, XLVI, 117 S. 38 €). Es handelt sich um einen rätselhaften Text aus der NS-Zeit, der allerdings nicht, wie der *Leviathan*, am Ende seines Engagements stand, sondern den Anfang markiert.

Schmitt hat diese kurze Abhandlung einmal als den »letzten Versuch« bezeichnet, der »Reichswehr zur Hilfe« zu kommen. Sie erschien im April/Mai 1934 und damit kurz vor der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Röhm's SA und Reichswehr. Daß sie Einfluß auf die Entwicklung genommen hat, ist unwahrscheinlich, auch wenn zahlreiche Rezensionen erschienen und entscheidende Kreise die Schrift aufmerksam studierten. Maschke hat die Besprechungen zusammengetragen und erläutert im Vorwort die Argumentation Schmitts. Dieser geht in seiner Schrift von einem fast schon manichäischen Gegensatz aus: dem »preußischen Soldatenstaat« auf der einen und dem »bürgerlichen Konstitutionalismus« auf der anderen Seite, deren Widerstreit für Deutschlands Zusammenbruch am Ende des Ersten Weltkriegs verantwortlich gewesen sei. Konkret ist Schmitt der Auffassung, daß im Zuge der Einigungskriege es Bismarck zwar gelungen sei, das Reich zu errichten, er dieses Ziel jedoch mit übermäßigen Zugeständnissen an die Liberalen erkaufte habe. Schmitt macht das an dem (oft behandelten) Indemnitätssuchen Bismarcks an das Preußische Abgeordnetenhaus fest, bei dem er sich die finanzielle Seite der Heeresreform nachträglich billigen ließ. Er sieht darin eine Unterwerfung des soldatischen Führerstaats unter den Rechtsbegriff der liberalen Opposition, was schließlich im Pluralismus mündete. Damit sei das zweite Reich in eine unheilvolle Schiefelage gekommen, in der kein einheitlicher Wille mehr aufzubringen gewesen sei, der Landesverteidigung alles unterzuordnen. Schmitts Konsequenz daraus war seine Parteinahme für den National-



sozialismus, von dem er sich das »revolutionäre Werk einer deutschen Staatsordnung« erhoffte. Mit dieser Hoffnung stand Schmitt, zumindest bis zum 30. Juni 1934, nicht allein. Daß aus der Erhebung dann gerade kein »preußischer Soldatenstaat« folgte, hat Schmitt erst mit einiger Verzögerung begriffen.

Schmitt war ohne Zweifel kein reiner Fachgelehrter, sondern ein universaler Geist, ein überaus gebildeter Jurist. Er verfaßte nicht nur als junger Mann eine glänzende Interpretation des Großgedichts *Das Nordlicht* von Theodor Däubler, sondern ließ in seinen Schriften immer wieder und gern seine umfassenden philosophischen Kenntnisse aufscheinen. Die fach- und lagerübergreifende Rezeption, die Schmitt bis heute erfährt, hat nicht zuletzt darin ihren Grund: Die Philosophie hat von Schmitt so manche Anregung erhalten. Stellvertretend sei an Hans Blumenbergs *Legitimität der Neuzeit* und Hermann Lübbes *Arbeiten zum Dezisionismus* erinnert. Deshalb ist die Frage nach der Stellung Schmitts »bezüglich der Tradition der praktischen Philosophie« sinnvoll.

So lautet der Untertitel eines Buches, das Carl Schmitt als politischen Philosophen herausstellen möchte (Hugo Eduardo Herrera: *Carl Schmitt als politischer Philosoph*, Berlin: Duncker & Humblot 2010, 143 S., 78 €). Nach der praktischen Philosophie wird gefragt, weil in ihren Bereich nicht nur die politische, sondern auch die Rechtsphilosophie fällt. Schmitt war nun allerdings der Überzeugung, daß die Philosophie eher ihren Platz in der Rechtswissenschaft haben sollte und nicht umgekehrt: »Für mich waren Sokrates, Platon und Aristoteles primär Rechtslehrer und nicht das, was man heutzutage Philosophen nennt«. Allerdings argumentiert Schmitt mit einem wesentlich erweiterten Begriff der Rechtswissenschaft, wenn er darunter die »Entwicklung konkreter Begriffe aus der Immanenz einer konkreten Rechts- und Gesellschaftsordnung« versteht.

Diesem Anspruch spürt Herrera in seiner Arbeit nach. Dabei geht er von einer Kontinuität im Werk Schmitts aus, die durch die NS-Zeit zwar unterbrochen, aber nicht beendet worden sei. Die Mißverständnisse, denen das Werk Schmitts bis heute ausgesetzt sei, führt Herrera auf des-

sen Methode (»phänomenologisch, konkret operierende Haltung«) zurück. Deshalb lautet seine These salomonisch, daß Schmitts Denken eine offensichtliche Nähe zur Tradition der praktischen Philosophie aufweise, obwohl wichtige Unterschiede bestünden. Das ist nun, gelinde gesagt, wenig verblüffend und hätte dennoch interessante Zusammenhänge ans Tageslicht bringen können. Herrera beschränkt sich allerdings auf eine Sichtung der Literatur zu Schmitt. Was dabei auf der Strecke bleibt, ist die Verortung Schmitts im philosophischen Kontext seiner Zeit. Von einigen Hinweisen auf Heidegger abgesehen, wird nicht deutlich, ob Schmitt von der Philosophie Anregungen aufgenommen hat. Es paßt insofern ins Bild, daß Herrera Schmitts kleine Schrift über *Die Tyrannei der Werte* nicht erwähnt. Dabei findet sich gerade darin eine Auseinandersetzung Schmitts mit praktischer Philosophie.

Die Schrift war lange vergriffen und liegt jetzt erstmals als separate Veröffentlichung vor (Berlin: Duncker & Humblot 2011, 91 S., 18 €). Der Text geht auf einen Vortrag zurück, den Schmitt im Oktober 1959 zum Thema »Tugend und Wert in der Staatslehre« in Ebrach gehalten hat. Ausgangspunkt ist die Überlegung von Ernst Forsthoff, daß »das Legalitäts-System des bürgerlichen Rechtsstaates mit einem Wort und Begriff wie Tugend nichts mehr anzufangen weiß«. Deshalb sei man, so Schmitt, im zweiten Reich auf den Wert als Ersatz verfallen, der seit 1949 auch die Rechtsprechung dominiere. Schmitt kritisiert in diesem Zusammenhang auch die Wertphilosophie des Neukantianismus und setzt sich mit deren Annahmen und Konsequenzen auseinander. Er zeigt, daß es unmöglich ist, den Wert zu definieren, daß Denken in Werten seinen Ursprung in der Ökonomie hat und zwangsläufig zu Entwertungen führt. Werte existieren nicht an sich, sondern werden gesetzt und müssen dann durchgesetzt werden, sonst sind sie wertlos. Schmitt schöpft auch hier die zahlreichen Überlegungen der Philosophie zu diesem Thema nicht aus, wie Christoph Schönberger in seinem Nachwort zeigt. Die kleine Schrift Schmitts bleibt aber ein bis heute aktueller Hinweis auf die Grenzen praktischer Philosophie, die insbesondere von Konservativen und ihrem Rückgriff auf »Werte« gerne vergessen werden.

Politische Theologie von links

von Johannes Ludwig

In theologischen Fachkreisen hat sich nach dem Erscheinen von Carl Schmitts Studie über die *Politische Theologie* (1922) rasch eine Auffassung durchgesetzt, die sich bis heute hält: Schmitts Hinweis, daß religiöse oder religionsartige Überzeugungen immer die Grundlage politischer Überzeugungen bildeten, sei falsch. Schmitt hat seine Kritiker noch zu Lebzeiten widerlegt, dennoch hält sich die »Legende von der Erledigung jeder politischen Theologie« (Carl Schmitt) gerade in der Theologie hartnäckig.

Es gibt jedoch eine charakteristische Ausnahme: die von Johann Baptist Metz begründete »Neue Politische Theologie«. Metz ist katholischer Theologe und gehörte in den siebziger Jahren zu denen, die der kryptokommunistischen »Theologie der Befreiung« grundsätzlich wohlwollend gegenüberstanden. Deren ins Auge springenden Probleme – die Legitimierung terroristischer Gewalt und die Tendenz zur Verwechslung von Sozialpolitik mit der Errichtung des Gottesreiches – versuchte er zu entgehen, ohne seine Sympathie für das befreiungstheologische »Anliegen« aufzugeben. In eine Außenseiterposition geriet Metz aber weniger damit als mit seiner Verwendung des Begriffs »Politische Theologie«, der eben als durch Carl Schmitt diskreditiert galt.

Mittlerweile gibt es aber eine ganze theologische Schule, die sich auf Metz beruft und sich konsequent »Neue Politische Theologie« nennt. Seit 1996 geben Schüler von Metz ein Jahrbuch *Politische Theologie* heraus. Dessen fünfter und neuester Band ist 2008 erschienen (Jürgen Manemann/Bernd Wacker (Hrsg.): *Politische Theologie – gegengelesen*, Berlin 2008). Er bietet eine Reihe von Aufsätzen zu Einzelaspekten politischer Theologie; in den meisten Fällen aber – wie es sich für eine »richtige« Schule auch gehört – nicht zum Zweck der Analyse, sondern der Selbstvergewisserung. Den traurigen Höhepunkt bildet ein Verriß von Martin Mosebachs *Häresie der Formlosigkeit* (zuletzt München 2007), dem vorgeworfen wird, einer antidemo-

kratischen Selbstentmündigung des Gläubigen in der Liturgie das Wort zu reden. Immerhin kommen in dem Band aber auch Außenstehende zu Wort, so etwa der Neutestamentler Klaus Berger, der in einem kurzen Beitrag gegen die These vom notwendig intolerant-gewalttätigen Monotheismus zu Felde zieht.

Der Hauptbeitrag des Jahrbuchs stammt von Bernd Wacker und Jürgen Manemann, zwei Schülern von Metz, die den Versuch unternehmen, »Politische Theologie« begriffsgeschichtlich einzuordnen und sich dabei auch mit dem eigenen Verhältnis zu Carl Schmitt beschäftigen. Schmitt, so die Autoren, habe letztlich bloß eine ideologische Begründung für seine reaktionäre politische Position gesucht und in der Behauptung gefunden, daß Theologie und Politik strukturanalog seien, daß also metaphysisch-religiöse Überzeugungen die eigentliche Grundlage für politische Überzeugungen bilden würden. Die »Neue Politische Theologie« grenze sich ausdrücklich von dieser Vorstellung ab; es handele sich bei ihr im Prinzip um eine »Neuschöpfung« des Begriffs.

Man glaubt das auch sofort, wenn man einen Blick auf die Inhalte dieser »Neuen Politischen Theologie« wirft. Unter Berufung auf die biblische Prophetie und den »Aufbruch« von 1968 sollen vier herausfordernde »Krisen« bewältigt werden: die Moderne mit ihrer Tendenz zur Säkularisierung sämtlicher Lebensbereiche, »Auschwitz« als Symbol für die »Singularität der Shoa« und deren bleibende Gefahr, der falsche »Eurozentrismus« der Kirche und die vor allem sozialen Probleme der Globalisierung. Was das jeweils konkret bedeutet, erklärt Metz selbst in einem autobiographischen Beitrag für das Jahrbuch: Seine Politische Theologie sei vor allem eine Theologie »nach Auschwitz«, also eine Theologie, die dazu beitragen solle, die »Wiederholung einer Katastrophe wie der von Auschwitz« für immer zu verhindern. Dazu sei es nötig, jene verbreitete Apathie und »kulturelle Amnesie« zu bekämpfen, der das Leid in

der Welt gleichgültig sei. Ein Ernstnehmen der traditionellen Theodizeefrage könne dagegen aber nur bedeuten, Gerechtigkeit angesichts sozialen und kulturellen Leids einzufordern und an der Beseitigung von Ungerechtigkeiten aktiv mitzuwirken.

So sehr das alles nach linksliberalem Mainstream klingt – die »Neue Politische Theologie« sieht sich selbst weiterhin in einer Außen-seiterposition. Die Herausgeber des Jahrbuchs und Autoren des Hauptbeitrags, Jürgen Manemann und Bernd Wacker, führen das auf den Verdacht »politisch instrumentalisierter theologischer Selbstermächtigung, diesmal von links«, zurück, der in der Theologie weiterhin vorherrschend sei. Angesichts der politischen Präferenzen der mittlerweile Tonangebenden in evangelischer wie katholischer Kirche Deutschlands ist das aber nur wenig plausibel. Wahrscheinlicher ist, daß die mangelnde Akzeptanz der »Neuen Politischen Theologie« mit dem Eiertanz zusammenhängt, den sie um Carl Schmitt betreibt. Der Beitrag von Manemann und Wacker zur Begriffsgeschichte politischer Theologie illustriert das sehr deutlich: Ihr Durchgang von der antiken *theologia civilis* über die politisch-funktionale Nutzung religiöser Bestände im 17. und 18. Jahrhundert bis zu dem Plädoyer der Gegenrevolutionäre des 19. Jahrhunderts für einen christli-

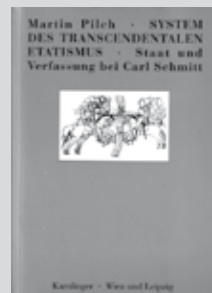
chen Staat zeigt eindrucksvoll, in welche Tradition die Politische Theologie Carl Schmitts ein-geordnet werden kann. Wenn die »Neue Politische Theologie« etwas ganz anderes sein soll, dann wäre es vielleicht wirklich besser gewesen, wenn man der Sache einen anderen Begriff gegeben hätte.

Daß man das nicht getan hat, führen Manemann und Wacker darauf zurück, daß bei aller Unterschiedlichkeit eben doch zwischen »alter« und »neuer« Politischer Theologie eine Reihe struktureller Gemeinsamkeiten bestünde: ihr Charakter als Zeitdiagnose, ihr Widerwille gegen die säkularistische Privatisierung der Religion und die Verankerung der Politik »im Rückbezug auf Transzendenz«. Die Autoren versuchen anschließend, diese Gemeinsamkeiten durch die Betonung der inhaltlichen Divergenzen wettzumachen, aber in der Sache gelingt ihnen das nicht. Ohne es zu wollen, bleiben sie letztlich Schmitt-Schüler, wenn auch in einer inhaltlich diametral entgegengesetzten, fast schon grotesken Form. Denn was sie und Metz nun einmal von Schmitt – und von keinem anderen – gelernt haben, ist der fundamentale Zusammenhang zwischen Religion und Politik, der sich unter den Bedingungen der Säkularisierung eben in politischen Religionen und politischen Theologien Geltung verschafft.

Schmitt bei Karolinger



Carl Schmitt
Das politische Problem der Friedenssicherung
 64 Seiten, broschiert, 13.20 €
 Nachdruck der Schrift von 1930, in der ergänzten Fassung von 1934, gerichtet gegen Versailles und Genf.



Martin Pilch
System des transcendentalen Etatismus – Staat und Verfassung bei Carl Schmitt
 199 Seiten, broschiert, 21.60 €
 Detaillierte Monographie über Schmitts Verfassungs- und Staatstheorie.



Piet Tommissen
In Sachen Carl Schmitt
 155 Seiten, broschiert, 29.90 €
 Beinhaltet: Eine Studie über Schmitts satirisches Werk (!) sowie die kommentierten Briefwechsel mit Robert Michels und Norberto Bobbio.



Anette Rink
Das Schwert im Myrtenzweige – Antikenrezeption bei Carl Schmitt
 189 Seiten, broschiert, 26.40 €
 Ein Dialog in der Nachfolge Platons: Wieviel antikes Bildungsgut steckt in Schmitts Texten?

Karolinger Verlag Wien
 Kutschergasse 12/7 / A-1180 Wien
www.karolinger.at / verlag@karolinger.at

Schöne Literatur

Hartmut Lange: *Im Museum*, Zürich: Diogenes 2011. 114 S., 19,90 €

Andreas Krause Landt: *Mein jüdisches Viertel, meine deutsche Angst*, Schnellroda: Antaios 2010. 96 S., 8,50 €

Ulrich Schacht: *Vereister Sommer. Auf der Suche nach meinem russischen Vater*, Berlin: Aufbau 2011. 222 S., 19,95 €

Nicht jeden, der ins Deutsche Historische Museum im Zentrum Berlins geht, bedrängt ein ruheloser Hitler. Die meisten Deutschen sind fertig mit ihm und wissen nicht, daß er wieder und wieder besiegt wird, und daß sich durch dieses stete Hervorlocken und Zurückstoßen Hitler in einen Untoten verwandelt hat. Das weiß der »Herr von der Museumsleitung«, der in Hartmut Langes neuem Buch zu der Mutter Hitlers sagt: »Wir haben Ihren Sohn hier, wie man so sagt, in sicherer Verwahrung, können aber nichts daran ändern, daß er ruhelos hierhin und dorthin unterwegs ist.« Im Foyer also sitzt Hitlers Mutter, und sie wartet auf ihren Sohn. Sie weiß von ihm noch, daß er das begabteste ihrer sechs Kinder war und daß er Maler hatte werden wollen, und nun möchte sie wissen, ob er es weit gebracht hat. Er aber, der Wiedergänger, weigert sich, seine Mutter zu empfangen. Warum? Schämt er sich für das, was er geworden ist? Ist er des Redens müde? Oder will er, daß es noch Menschen – seine Mutter! – gibt, die seinen Lebensweg vom Ansatz her betrachten, die vom Ende nichts wissen und deshalb die Frage stellen, was man »jemandem, der Maler werden will, letzten Endes vorwerfen« könne? Hartmut Lange gibt diese Antwort nicht, und es ist wie immer bei diesem Schriftsteller: Der eigentümlich Sog einer undramatischen Sprache zwingt den Leser, Langes schmale Bücher ohne Pause, aber mit wachsendem Verdruß

zu lesen. Jedesmal nämlich bleibt etwas gewollt Unfertiges zur weiteren Verarbeitung liegen, und diesmal ist es Hitler, den man wieder loswerden muß.

Bei diesem Versuch kann es passieren, daß unerwartet Hilfe kommt. Am Telefon erzählt ein Autor, ihm habe »kürzlich in der Mittagssonne geträumt, daß ich um ein offenes Grab herumliefe, um niemand geringeren als den uniformierten Adolf Hitler einzufangen und ihm endlich zu seiner letzten Ruhe zu verhelfen.« Später schreibt der Autor, Andreas Krause Landt, diese Sätze auf und legt den autobiographischen Essay *Mein jüdisches Viertel, meine deutsche Angst* vor. Dieser Text ist eine Befreiung in dreifacher Hinsicht. Zum einen streift Landt darin das Thema »Deutsche Schuld« ab, das ihn zwanzig Jahre lang wissenschaftlich und emotional unter Druck gesetzt und geängstigt hat: »Ich denke, unsere deutsche Angst läßt uns los, sobald wir sie loslassen.« Damit nicht genug. Landt weiß um die Instrumentalisierung der deutschen Angst und Schuld: Denn die Erinnerung an das Wachzuhalten, was war, ist selbstverständlich. Aus dieser Erinnerung aber ein Gängelband zu flechten, ist nicht statthaft. »Ich spreche Dritten das ungeprüfte Recht ab, die Toten gegen mich in Stellung zu bringen und den Krieg fortzusetzen, der seit 65 Jahren nicht enden will«, lautet einer der befreienden Kernsätze des Essays. Ein Drittes: Landt lernte, während er den Text schrieb, die französische und jüdische Seite seiner Familie kennen und konnte dadurch seine bisher nur deutsche Perspektive im Wortsinn existentiell verlassen. Diesen befreienden Akt kann man nun nicht auf die Leser übertragen, aber die Geschichte, wie der Autor seinen leiblichen Vater zum ersten Mal besucht und dabei gleich mitten in seinem Thema

ist, macht den Essay authentisch und nimmt ihm viel von dem theoretischen Gewicht, das darin gewälzt werden muß. Man gönnt Landt diese persönliche, neue Dimension.

Man gönnt sie auch Ulrich Schacht von ganzem Herzen. Dieser Schriftsteller konnte seinen Vater nicht einfach besuchen. Denn Schacht ist der Sohn eines russischen Offiziers, der sich 1950 bei Rostock in eine Deutsche verliebte und dann, als sie schwanger war, eine gemeinsame Flucht in den Westen plante. Der Plan flog auf, der Offizier wurde strafversetzt, und die Deutsche kam ins Frauengefängnis Hoheneck, wo sie 1951 ihren Sohn zur Welt brachte und aus dem man sie erst 1954 wieder entließ. Dieser Sohn nun wuchs ganz unversöhnt mit dem System auf, kam 1973 wegen staatsfeindlicher Hetze in Haft und wurde 1976 in die BRD entlassen. Dort war er einer der nimmermüden Schreiber gegen die Verharmlosungsgesänge der Westlinken und nach der Wende Akteur innerhalb der »Neuen demokratischen Rechten« um Heimo Schwillk, Rainer Zitelmann und Karlheinz Weißmann. Schacht betrieb zu diesem Zeitpunkt längst die Suche nach seinem Vater, und er hat dieses schwierige Unterfangen sowie das Schicksal seiner Mutter nun in *Vereister Sommer* spannend ineinander montiert. Daß Schacht seinen Vater schließlich fand und im April 1999 mit seinem Besuch regelrecht überfiel, darf man verraten. Nicht einleuchten will, warum Schacht einen solch persönlichen Gang ganz professionell plante und überallhin – auch zur ersten Begegnung mit dem Vater – ein Kamerteam mitschleppte. Man versteht, daß Schacht seit seiner erfolgreichen Suche viel freier und friedlicher lebt, aber man versteht die Inszenierung nicht. Sein gutes Buch hätte vollauf genügt.

Götz Kubitschek

Der Vordenker

Karlheinz Weißmann: *Armin Mohler. Eine politische Biographie*, Schnellroda: Antaios 2011. 320 S., Abb., 22 €

Zu den Behinderungen der heutigen deutschen Rechten gehört, daß sie ihre eigene Geschichte schlecht kennt. Weil sie in der Geschichtsschreibung der eigenen Sache nicht mit Unterstützung der hegemonialen Schichten rechnen kann, muß sie ihre Fundamente auf eigene Faust neu befestigen. Niemand ist berufen, diese Aufgabe zu übernehmen, diese Aufgabe zu übernehmen, der nun gleich zwei Meilensteine vorgelegt hat: eine *Kurze Geschichte der konservativen Intelligenz nach 1945* und die »politische Biographie« eines ihrer bedeutendsten Vertreter: Armin Mohler (1920–2003). Der gebürtige Schweizer und Wahldeutsche war Historiker und Theoretiker der »Konservativen Revolution«, Sekretär und kritischer Verehrer Ernst Jüngers, Frankreich-Korrespondent der *Zeit*, wissenschaftlicher Leiter der Siemens-Stiftung, maßgeblicher Mitstreiter von Caspar von Schrenck-Notzings *Criticón*, vor allem aber einer der originellsten und »besten Schreiber unter den Rechten« (Alfred Andersch). Eine solches Buch war überfällig, zumal Mohlers Name für viele der jüngeren Rechten längst nicht mehr jenen magischen Klang hat wie für die Generation, die Gründung und Ausbau der *Jungen Freiheit* und der *Sezession* verantwortet. Daß gerade Mohler eine derart mobilisierende Wirkung ausgeübt hat, liegt nicht zuletzt daran, daß er eben kein bedächtiger Konservativer, sondern ein »umstrittener« Autor war, der die Provokation liebte und sich nicht scheute, sich 1995 in einem Interview als »Faschisten im Sinne von José Antonio Primo de Rivera« zu charakterisieren. Mohlers Auffassung vom »Faschismus«, wie sie etwa in seinem legendären Essay »Der faschistische Stil« (1972) zum Ausdruck

kommt, war alles andere als eine strikt durchgezogene ideologische Position. So hat sich Mohler im geistigen Bereich weitaus liberaler verhalten als viele seiner Gegner, die ihn oft mit einem »erstaunlichen Grad an Böswilligkeit« (Weißmann) verfolgten. Während in der heutigen Bundesrepublik die Hexenjäger, Langweiler, Politgouvernanten und Diskursverweigerer durchgesetzt haben, daß die rechten »Störenfriede« aus der öffentlichen Diskussion weitgehend ausgeschlossen bleiben, kann man bei Weißmann nachlesen, daß es Zeiten gab, in denen einigermmaßen kontroverse Auseinandersetzungen möglich waren. Heute ist kaum mehr vorstellbar, daß ein Autor wie Jürg Altwegg noch 1982 in der *F.A.Z.* Mohlers Schrift *Vergangenheitsbewältigung* eine »größtmögliche Verbreitung und die vertiefte öffentliche Diskussion« wünschte. Die Tugend, geistigen Rang zu respektieren, war auch Mohler selbst eigen. Margret Boveri schrieb: »Was Mohler so angenehm von einer großen Zahl deutscher Konservativer abhebt, ist die Tatsache, daß er Menschen erkennt und anerkennt, auch wenn sie der anderen Richtung angehören.« Nicht nur die Gästeliste seiner an die 500 für die Siemens-Stiftung organisierten Vortragsabende liest sich wie ein lagerübergreifendes »Who's who« der Wissenschaft und Philosophie, auch die lange Reihe seiner Freunde, Briefpartner und Weggefährten weist eine überraschende Vielfalt auf: Sie reicht von seinen großen Lehrern Ernst Jünger, Carl Schmitt und Arnold Gehlen über Heimito von Doderer, Emile Cioran und Paul Celan, über Alain de Benoist, Jacob Taubes und Alfred Andersch bis zu markanten Außenseiterfiguren wie Clément Rosset und Michel Mourre. In Mohlers Schriften begegnet man einem undogmati-

schen Geist, dessen Interessen nicht nur weit über das Politische hinausreichten, sondern sich auf mitunter verblüffende Weise mit ihm verbanden. Sein hauptsächlichster Zugang zur komplexen, mit Verstandeskraft allein nicht zu fassenden Fülle des »Wirklichen« führte über die Kunst, über Dichtung und Malerei, die er seinen Lesern auf mitreißende Weise zu erschließen verstand. Der »nominalistische« Durchbruch zum Realen jenseits der lebensfeindlichen Abstraktionen – und die Notwendigkeit, dem Chaos des Vorgefundenen eine »organische« Form entgegen-



genzustellen – ist der rote Faden und der lebendig gebliebene Kern seines Denkens. Weißmann, als direkter Schüler Mohlers ein langjähriger »Insider«, führt kenntnisreich durch alle Stationen seiner geistig-politischen Biographie: seine kleinbürgerliche Herkunft aus

dem »monumental unterernährten« Basel, seine linksradikale Frühzeit, seine gescheiterte Meldung zur Waffen-SS, seine Promotion bei Karl Jaspers, seine Rolle als Fackelträger der »Konservativen Revolution« und Theoretiker eines »deutschen Gaullismus«, sein Bemühen, die konservative Intelligenz zu organisieren und geistig auf Vordermann zu bringen, und schließlich sein kurzlebiger Versuch, über eine Verbindung zu Franz Josef Strauß direkt in die Politik einzugreifen.

Letzterer scheiterte rasch an derselben, vermutlich strukturimmanenten geistigen Fallhöhe zwischen Tätern und Denkern, die heute noch pessimistischer über die Möglichkeiten anspruchsvoller Publizistik stimmen mag. Weißmanns Biographie ist für Kenner und Einsteiger gleichermaßen Pflichtlektüre, ganz im Sinne Mohlers nicht als »nice to know«, sondern als weites Feld, das es erneut zu beackern und fruchtbar zu machen gilt.

Martin Lichtmesz

Jenseits akademischer Moden

Rudolf Burger: *Das Elend des Kulturalismus. Antihumanistische Interventionen*, Springe: zu Klampen 2011. 149 S., 18 €

Der im positiven Sinne extravagante Philosoph Rudolf Burger, emeritierter Professor an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien, gehört zu denjenigen, die ihr Amt ernst nehmen. Denn Burger stellt Fragen. Und zwar unbeeindruckt von den akademischen Moden und gesellschaftspolitischen Erwartungen. Freilich stellt er die alten Fragen – denn natürlich sind alle wichtigen Fragen alte Fragen –, aber er gibt keine alten Antworten. So fragt er: Was ist Bildung? Was ist das Politische? Was ist Freiheit, und wie verhält sich der Wille dazu? Was bedeutet Liberalismus? Und zuletzt, alle diese Fragen in sich schließend: Was ist Kultur?

Burger macht sich keine Illusionen über die Gegenstände seiner Untersuchungen. Er hat den scharfen, kühlen Blick des reifen, intellektuellen Beobachters. Also ist er zunächst um Klarheit der Begriffe bemüht, die er durch die nötige Richtigstellung verwaschener Schlagworte zu erreichen sucht:

»Ebenso eine Legende ist es, daß der Liberalismus eine Freiheit der Sitten realisiert oder auch nur gefordert hätte, ganz im Gegenteil.« In Opposition zum Zeitgeist und zum Marktgesetz, das nach seichter und geschwätziger Philosophie verlangt, setzt Burger als Motto

über sein Büchlein ein Diktum Hegels: »Die Philosophie aber muß sich hüten, erbaulich sein zu wollen.« Assoziationsreich und anregend sind die insgesamt sechs Essays des schmalen, aber inhaltsreichen Bandes, die neben hoher Gelehrsamkeit auch das Quäntchen provokanter Leidenschaft enthalten, das zum Mitdenken



anregt. Etwa wenn Burger im utopiefreien, postmodernen Subjekt einen zur Willenlosigkeit verurteilten Träumer erkennt und dann bemerkt: »Wie lange freilich dieses ästhetisch gewordene Subjekt mit dem Träumen sich bescheiden wird, ob sich nicht etwas in ihm zusammenbraut, was eruptiv zum Ausbruch kommen möchte ... und umschlägt in ein politisch-dezisionistisches Subjekt«, wissen wir nicht. »Daß Träume aber Sprengstoff sind, das wissen wir.«

Frank Lisson

Freiheit, Gleichheit, Grausamkeit

Horst Gebhard: *Liberté, Egalité, Brutalité – Gewaltgeschichte der Französischen Revolution*, Augsburg: St. Ulrich 2011. 304 S., 22 €

Während des letzten Revolutionsjubiläums im Jahre 1989 war keine schroffe Dichotomie von fanatischen Befürwortern und Gegnern der französischen Ereignisse mehr zu bemerken. Doch ist der Mythos von 1789 in Frankreich noch heute spürbar. Einer der Gründe dafür liegt in der Verdrängung der Schattenseiten des großen Umbruches. In Deutschland sind diesbezügliche Desiderate noch größer als im Nachbarland.

Der katholische Geistliche Horst Gebhard ist besonders qualifiziert, gegen diverse Leisetreter die verschiedenen Kapitel der »Gewaltgeschichte« der Französischen Revolution aufzublättern. Dabei bettet der promovierte Kirchenhistoriker die weitreichende Pervertierung der ursprünglichen Ziele in den komplizierten Gesamtverlauf der Umwälzungen ein. Ausführlich stellt er Ursachen und Verlauf des Terrors dar, des weiteren die Vielzahl seiner Deutungsversuche. Das Vorgehen gegen Priester und Ordensangehörige, die For-

men der Dechristianisierung, vor allem aber der Völkermord an etwa 100.000 der überwiegend royalistisch und katholisch eingestellten Bewohner der Vendée werden minutiös geschildert. Als wichtige Voraussetzung für diese Blutbathen von Saint-Just, Robespierre und ihren Spießgesellen werden die schwächer gewordenen Bindungen an die Kirche im Verlauf der Aufklärung herausgearbeitet.

Obwohl einige negative Seiten der Vendée-Widerstandskämpfer – zum Beispiel ihre antiprotestantische Einstellung – dezidiert herausgestellt hätten werden können, ist der Mut Gebhards zum pointierten Urteil begrüßenswert. Die *brutalité* übertrifft demnach das Streben nach *liberté* und *égalité* in nicht geringem Maße.

Felix Dirsch

Wiedergänger Eichmann

Bettina Stangneth: *Eichmann vor Jerusalem. Das unbeheligte Leben eines Massenmörders*, Zürich/Hamburg: Arche 2011. 656 S., 39,90 €

Der doppelsinnige Buchtitel läßt eine Arbeit über Eichmann in Argentinien ebenso erwarten wie eine Auseinandersetzung mit »Eichmann in Jerusalem«. In ihrer Revision des Falles Eichmann hat die promovierte Philosophin Bettina Stangneth jedenfalls einen harten Schwenk zum investigativen Journalismus vollzogen. Darunter hat mit dem Stil auch das Niveau ihrer Kritik an Hannah Arendt empfindlich gelitten, aber dafür taugte eine auf ihren kriminologischen Begriff reduzierte Aufklärung zu einer beifallsicheren geschichtspolitischen Offensive.

Als Hauptquelle der Autorin fungieren die berüchtigten Argentinien-Papiere und Tonband-Protokolle, welche die in den fünfziger Jahren geführten Gespräche zwischen Eichmann und dem sympathisierenden holländischen Journalisten Willem Sassen dokumentieren. Hier erklärt sich ein

unerschütterlicher Überzeugungstäter, der mit Stolz auf seine Lebensleistung, das Vernichtungswerk an den Juden, zurückblickt und nur bedauert, es nicht auf zehn Millionen gebracht zu haben: »Dann wäre ich befriedigt und würde sagen, gut, wir haben einen Feind vernichtet.« Der gesinnungsschwächere Sassen freilich hatte sich von dem »Spezialisten« eine Widerlegung der »Lüge von den 6 Millionen« erhofft. Aber selbst Hannah Arendt war mit ihrer Banalisierung des bösen Eichmann zu einem normalen Bürokraten ohne besondere politische oder pathologische Neigungen von einem Maskenspieler in die Irre geführt worden, der während seines Prozesses eine gekonnt verharmlosende Selbstdarstellung bot. Aufwendig hat Stangneth die Hintergründe von Eichmanns zweitem Leben in Argentinien recherchiert, wobei sie auf revanchistische Umsturzpläne seines Kreises und sogar auf einen Brief an Adenauer stieß, in dem Eichmann seine Rückkehr nach Deutschland ankündigte. Angesichts des Sicherheitsrisikos, welches sein Auftauchen für die alten Nationalsozialisten in der jungen Bundesrepublik bedeutet hätte, vermutet die Autorin, er sei durch informierte Ministerien und Ämter über Jahre gedeckt worden. Allerdings stilisiert sie die von ihr dokumentarisch nachgewiesene Kenntnis des BND vom Aufenthaltsort Eichmanns kühn zum Symbol einer von den Deutschen schlechthin verweigerten Vergangenheitsbewältigung empor, um ihrem inquisitorischen Strafbedürfnis gegenüber dem »Volk der Täter« nachgeben und einen angeblich versäumten »Gerichtstag über Deutschland« drohend anmahnen zu können. Über solches Klappern einer in die Jahre gekommenen Bewältigungsrhetorik und den permanenten Entlarvungsfuror der Autorin ließe sich hinwegsehen, wiesen ihre Recherchen tatsächlich durchweg die reklamierte Originalität und Brisanz auf. Allein: Die Durchleuchtung von Eichmanns

dunklen Jahren und die Auswertung der Sassen-Papiere ist in erheblichem Maße bereits von David Cesarani in seiner 2002 erschienenen Eichmann-Biographie geleistet worden, und insbesondere dessen Revision des Arendtschen Eichmann-Bildes ist historisch fundierter und theoretisch profilierter ausgefallen. Daß Stangneth, bei aller Quellenkritik, auf einen Abgleich ihrer Arbeit mit dem aktuellen Forschungsstand verzichtet und Cesaranis Pionierarbeit nahezu unerwähnt läßt, zeugt von einem Mangel an wissenschaftlicher Solidität, wodurch sie auch ihre authentischen Fahnungserfolge unnötig dem Verdacht wohlfeiler Sensationshabscherei ausgesetzt hat.

Siegfried Gerlich

Siegerjustiz

Heinrich Pflanz: *Die Hingerichteten von Landsberg und der Spöttinger Friedhof*, Koblenz: Bublies 2010. 424 S., Abb. und eine Kartenbeilage, 29,80 €

Die unmittelbare Nachkriegszeit, vor allem so weit es um das Verhalten der Besatzungsmächte gegenüber den Deutschen geht, ist immer noch ein weißer Fleck auf der Landkarte der Geschichtsforschung. Das hat mit einer anderen Art »kommunikativen Beschweigens« (Hermann Lübke) zu tun, das – abgesehen von den Vorgängen bei der Okkupation Mittel- und Ostdeutschlands – alles ausblendet, was die ehemaligen Sieger und späteren Verbündeten diskreditieren könnte. Dazu gehören auch die Verhältnisse in der Strafanstalt des bayerischen Landsberg, des War Criminal Prison No. 1, in dem bis 1951 als Kriegsverbrecher Angeklagte nicht nur festgesetzt waren, sondern auch hingerichtet wurden. Insgesamt fanden 285 Exekutionen statt. Ein Sachverhalt, den die Politik bis

heute vergessen machen will und den die etablierte Historiographie meidet, da die Haftbedingungen (oft begleitet von Mißhandlungen und Folter)

wie die Verfahren und Urteile in vielen Fällen als problematisch gelten müssen. Angesichts dessen konnte sich nur ein Außenseiter des Themas annehmen.

Heinrich Pflanz hat den Komplex Landsberg aus der Perspektive des interessierten Laien und

Heimatsforschers behandelt. Das erklärt Stärke wie Schwäche dieses außergewöhnlichen Buches. Die Stärke liegt ohne Zweifel in der Sammlung und breiten Dokumentation des Materials – dessen teilweise erschütternder Inhalt ausdrücklich hervorgehoben sei –, die Schwäche darin, daß der Stoff keine hinreichende Durchdringung erfährt und der Rahmen des Geschehens nicht so abgesteckt wurde, wie es eigentlich wünschenswert wäre.

Karlheinz Weißmann

Faschistische Avantgarde

Benedikt Kaiser: *Eurofaschismus und bürgerliche Dekadenz. Europakonzeption und Gesellschaftskritik bei Pierre Drieu la Rochelle* (= Kieler Ideengeschichtliche Studien, Bd. 5), Kiel: Regin-Verlag 2011. 158 S., 18,95 €

Die verdienstvolle Reihe der »Kieler Ideengeschichtlichen Studien« wartet in Band 5 mit einer Studie zu einem der maßgeblichen Denker des französischen Faschismus auf. In Pierre Drieu la Rochelle (1893–1945) versinnbildlicht sich die ästhetische und intellektuelle Avantgarde eines antibürgerlichen, gleichzeitig antikapitalistischen wie antibolschewistischen »dritten Wegs«, dessen Ursprünge in Nietzsches Radikalkritik an der dekadenten und mittelmäßigen bürgerlichen Gesellschaft, in Georges

Sorels mythischer Überhöhung von Gewalt und dessen Verbindung von revolutionärem Syndikalismus und revolutionärem Konservatismus sowie in Charles Maurras' integralen Nationalismus zu verorten sind. Elemente hiervon finden sich bereits in Drieu la Rochelles frühen schriftstellerischen Werken, ziehen sich aber wie ein roter Faden durch dessen Gesamtwerk, das in den dreißiger Jahren von dezidiert faschistisch orientierten Gedankengängen durchdrungen wird. Die Romane sind gekennzeichnet durch zynische Aburteilung und kritische Deskription einer dekadenten Bourgeoisie, der Drieu la Rochelle ab 1934 sowohl in seinen literarischen als auch politischen Texten den Faschismus, als »Synthese des Sozialen und Nationalen«, entgegenstellt. Benedikt Kaisers Verdienst besteht in der detaillierten und kenntnisreichen Darstellung von Drieu la Rochelles Emanzipation vom traditionellen Nationalismus der französischen Rechten: Drieus »Vision Europa« und die Konzeption eines gesamteuropäischen Faschismus als Gegenentwurf zu einer bolschewistisch-sowjetrussisch oder amerikanisch-kapitalistisch geprägten Welt beinhalteten aber auch die radikale Negation des »Alten Europas«. Erkenntnisreich sind auch Kaisers Ausführungen über die faschistischen Europa-Konzeptionen bei bekennenden Nationalsozialisten (Léon Degrelle) und Faschisten (Sir Oswald Mosley), deren stiefmütterliche Behandlung in der wissenschaftlichen Forschung Anreiz für intensivere Studien bieten. Dem Nachwuchsautor gelingt mit diesem Werk die biographische Darstellung einer der schillerndsten schriftstellerischen Persönlichkeiten des französischen und auch europäischen Faschismus, dessen Strahlkraft zahlreiche Zeitgenossen in den Bann schlug und dessen Freitod im März 1945 die logische Konsequenz eines radikalen Denkers war.

Sebastian Pella

Annäherung an Sloterdijk

Hans-Jürgen Heinrichs: *Peter Sloterdijk. Die Kunst des Philosophierens*, München: Hanser 2011. 376 S., 24,90 €

Neben Jürgen Habermas gilt Peter Sloterdijk als der bedeutendste deutsche Gegenwartsphilosoph. Er nutzt den Zugang zu den Medien virtuos. In diversen Debatten spielt er eine wichtige Rolle, zuletzt in der Kontroverse um die »Revolution der gebenden Hand«. Vor allem ist sein sowohl qualitativ wie quantitativ exzeptionelles Werk zu nennen. Der Kulturtheoretiker Hans-Jürgen Heinrichs hat die nicht einfache Aufgabe übernommen, Leben und Schrifttum des Karlsruher Hochschulrektors darzustellen. Heinrichs gliedert seine Studie in drei Teile: Das erste Hauptstück skizziert die Bausteine eines neuen Philosophierens, vor allem die bahnbrechende *Kritik der zynischen Vernunft*. Das zweite ordnet das Sloterdijksche Denken in verschiedene Kontexte ein, in philosophische, literarische wie musikalische. Der dritte Teil stellt die großangelegte *Sphären-Trilogie* und die späteren Bücher in den Mittelpunkt der Betrachtungen. So sehr das Bemühen Heinrichs' zum Ausdruck kommt, Ordnung in den »Irr- und Zaubergarten« eines stark vernetzten, »assoziativ und medial geprägten« Gedankenstromes und Sprachflusses zu bringen, so konnte diese Unternehmung nur mit Einschränkung gelingen. Wer nur die dreiteilige morphologische Erzählung der Menschheitsgeschichte Sloterdijks zur Hand nimmt, erkennt eines unschwer: Die ungemein materialreich erläuterten Metaphern, Blasen, Globen und Schäume, entziehen sich einer Erklärung und Nacherzählung. Die Explikationen Heinrichs' hätten sich dann aber gelohnt, wenn sie zahlreiche Zeitgenossen anregten, diesen

philosophischen Schriftsteller par excellence, den er an einigen Stellen in Form von Interviews selbst zu Wort kommen lässt, ausgiebig zu studieren. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der langjährige Weggefährte den Meisterdenker nicht vom Thron stoßen will und daher Kritik nur am Rande einfließen läßt.

Felix Dirsch

Psychogramm und Poesie

Jenny Schon, Joachim Süß: *PostelbergKindeskinder. Träume und Trauma*, Bad Schussenried: Edition Obertor 2011. 138 S., 14,80 €

Die Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs unterliegen dann Tabus in der öffentlichen Darstellung, wenn Deutsche auf der Opferseite stehen. Ob Bombenkrieg, Vertreibung, Kriegsgefangenenlager – die großen Medien halten sich vergleichsweise zurück. Künstlerische Verarbeitung findet selten statt. Vor allem durch Möglichkeiten eines günstigeren Buchdrucks konnten zumindest letzte Vertreter der Erlebnisgeneration ihre Berichte der Nachwelt hinterlassen. Die Folgen der Geschehnisse wirken aber untergründig nach, sei es durch Ängste, Unterwürfigkeiten, Blockwart-Gehabe, irrationale Flucht ins Fremde. Interessanterweise sind es primär Frauen, die sich in den letzten Jahren den tiefenpsychologischen Folgen für Kriegskinder und deren Nachkommen widmeten: Hilke Lorenz, Gertrud Ennulat, Sabine Bode, Anne-Ev Ustorf. An der Universität München gibt es gar ein »Projekt Kriegskindheit«. Nun ist ein kleines Betroffenen-Buch erschienen, das bedrückt und befremdet. Die 1942 in Böhmen geborene Buchhändlerin und Ex-SDS-Aktivistin Jenny Schon berichtet, wie sie in den neunziger Jahren seelische



Krankheitsattacken überfallen. Sie entwickelt Ängste, zittert, schwitzt, spricht unruhig mit sich selbst. Sie führt dies auf ihre Beschäftigung mit der familiären Vergangenheit zurück: Sie lag als Zweijährige neben der Mutter, als diese vergewaltigt wurde, mußte kurz darauf die Vertreibung durch tschechische Herrenmenschen miterleben. Obwohl Verwandte beteuern, daß sie davon nichts mitbekommen haben kann, führt Schon ihre Zustände auf eine Traumatisierung zurück. Den Leser läßt dieses Psychogramm ratlos zurück. Das Kriegstrauma mag eine Erklärung für manche Hysterie sein, doch mit Monokausalität sollte man vorsichtig sein: Verarbeitungsmuster sind vielfältig. Co-Autor Joachim Süß hingegen, gehört der Enkelgeneration an. Der 1961 geborene Theologe steuert zahlreiche berührende Gedichte bei, in denen er die Folgen familiärer und kultureller Entwurzelung behandelt.

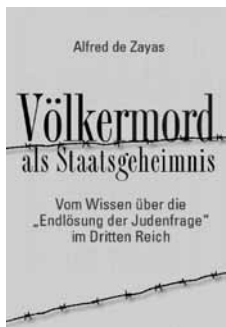
Claus-M. Wolfschlag

Was konnte man wissen?

Alfred de Zayas: *Völkermord als Staatsgeheimnis – Vom Wissen über die »Endlösung der Judenfrage« im Dritten Reich*, München: Olzog 2011. 204 S., 26,90 €

Der amerikanische Historiker und Völkerrechtler Alfred de Zayas ist seit den siebziger Jahren als Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte bekannt. Jetzt hat er mit einigen Jahren Abstand einen weiteren Band zu einem besonders umstrittenen Thema herausgebracht, dem Wissen oder Nicht-Wissen der Deutschen über die »Endlösung der Judenfrage«, den Holocaust. Zayas beschreibt eng an den Quellen entlang und überzeugend, wie sich die NS-Führung in dieser Frage bewußt um größte Geheimhaltung be-

mühte und daß entscheidende Personen wie Heinrich Himmler bis 1945 der Meinung waren, daß diese Geheimhaltung erfolgreich gewesen sei. De Zayas führt dabei Dokumente und Aussagen ganz unterschiedlicher Herkunft an.



So wußten auch unmittelbar von Verfolgung bedrohte Personen, wie etwa die Familie des späteren Bundeskanzlers Helmut Schmidt, nichts über die Tötungen. Ähnliches galt für Exilanten wie Hans Lamm, dem späteren

langjährigen Präsidenten der israelitischen Kultusgemeinde von München, und es galt in der Regel auch für die Opfer selbst. Daß das NS-Regime überall in Europa antisemitische Gesetzgebungen durchsetzen wollte, koordiniert von einem gewissen Adolf Eichmann, drang auch in die jüdischen Gemeinden Europas nur als bedenkliches Gerücht vor, nicht als konkrete Todesdrohung.

Alfred de Zayas prüft die Angaben als Jurist gewohnt kritisch, klopft die Glaubwürdigkeit der Zeitzeugen ab und stellt schließlich die zwischenzeitlich in Mode gekommenen Vorurteile über ein allgemein verbreitetes Wissen der Deutschen über den Holocaust nachhaltig in Frage. Dies paßt nicht jedem ins Konzept, wie erste Reaktionen zeigen. In der Abteilung »Politisches Buch« der F.A.Z. attestierte Bernward Dörner dieser Frage unverblümt eine »strategische Bedeutung« und beklagte, nach den Darlegungen von de Zayas seien nicht die Deutschen allgemein, sondern »vor allem (sic!) Hitler und seine Komplizen« für Judentötungen verantwortlich zu machen. Diese Argumentation darf man sich getrost auf der Zunge zergehen lassen, um einen Geschmack davon zu bekommen, von welchem Willen zur Denunziation

der deutschen Gesellschaft sich Teile der Zeitgeschichtsforschung inzwischen dominieren lassen. Hier geht es so manchem schon gar nicht mehr um Mitwissen des Volkes, sondern um sein Mitwollen. Zu diesem Zweck wird sogar der Diktator höchstselbst notfalls als Mitläufer eingestuft.

Stefan Scheil

PC macht nicht glücklich

Maternus Millett: *Das Schlechte am Guten. Weshalb die politische Korrektheit scheitern muss*, Münster: Solibro 2011. 221 S., 12,80 €

Dieses Buch soll Überzeugungsarbeit gegen die Lebenslügen der »Guten« leisten. Kaum zufällig erinnert das knallrote Buchcover an Sarrazins Bestseller. Doch ausdrücklich erhebt der Autor Maternus Millett keinen wissenschaftlichen Anspruch, sondern richtet seine Polemik als Diplom-Ingenieur an den »unqualifizierte Laien«, der er selbst auch sei. Dem folgt eine Bestandsaufnahme des durchschnittlichen Westeuropäers. Der sei satt, doch geknebelt von Gender-Wahn und sozialstaatlicher Hydra, während er den Atem der politischen Korrektheit im Nacken spürt, der



vor Medien, Kultur und Wirtschaft nicht halt macht. Die Kernfrage des Buches lautet sprichwörtlich: Wann ist es zuviel des Guten? Anders als Sarrazin, bezieht sich der Autor, der zurzeit in Lateinamerika lebt, nicht explizit auf Deutschland. Er greift kein politisches

Programm auf, sondern stellt seine Fragen praktisch. Was treibt all die Feministinnen an, das »Glück« für die gesamte Welt per Gesetze erzwingen zu wollen? Überhaupt stellt Millett sehr viele Fragen – diese allerdings nicht als erster. Henryk M. Broder (*Hurra, wir kapitulieren!*) oder Jan Fleischhauer (*Unter Linken*)

fanden als etablierte Journalisten Gehör für ihre Abrechnungen, die zudem über mehr Substanz und Sprachwitz verfügen. Auch kleine Verlage veröffentlichten bereits ihre politisch-unkorrekten Manifeste.

Doch der praktische Ansatz schlägt eine letzte Bresche. Denn der Autor führt – fernab der Hamsterkauf-Dramatik eines Udo Ulfkotte (*Vorsicht Bürgerkrieg!*) – konkrete Aussteigerszenarien auf für jene, die sich mit Land und Hof oder in Ökodörfern auf

das Wesentliche beschränken wollen. Außerdem berichtet er über seine Erfahrungen im »rückständigen« katholischen Kolumbien. Dort gebe es keine »positive Diskriminierung«, keine soziale Sicherheit, stets ein Restrisiko und dennoch wirkten die Menschen glücklicher als im durchregulierten Deutschland. Dies werfe die Frage nach einem »optimalen Mangel« auf. Millett ganz pragmatisch: »Warum werden nicht die Dicken besonders alt, sondern die Dünnen?«

Carlo Clemens

Präventivkrieg

Stefan Scheil: *Präventivkrieg Barbarossa. Fragen, Fakten, Antworten*, Schnellroda: Antaios 2011. 96 S., 8,50 €

Wer die Bücher von Stefan Scheil kennt, weiß nicht nur, daß sie strikt aus den Quellen gearbeitet sind, sondern auch, daß sie getragen werden von einer – entweder altmodischen oder zeitlosen – Orientierung an der Frage, wie es eigentlich gewesen ist. Sein neuer Band zur Vorgeschichte des Rußlandfeldzugs bildet diesbezüglich keine Ausnahme, oder nur insofern, als eine weitere Intention hinzutritt: eine pädagogische, wenn man so will: das Bemühen, nicht nur ein Fachpublikum oder den wirklich interessierten Laien zu erreichen, sondern auch jeden

anderen, der überhaupt Argumenten zugänglich ist.

Daß die Zahl der hierfür in Frage kommenden Leser verhältnismäßig groß sein dürfte, gehört zu den gut begründeten Vorannahmen Scheils.

Die Konzeption des Buches erklärt die Konzentration der Darstellung, die Knappheit, die Entscheidung, nicht erneut auf jenen Berg an Sekundär- und Tertiärliteratur einzugehen, der selbstverständlich und gebetsmühlenartig immer nur die Annahme vom »Überfall« Hitlers

auf die friedliebende Sowjetunion wiederholt. Die Zusammenfassung der Ergebnisse in einer Thesenreihe am Schluß läßt an Deutlichkeit jedenfalls nichts zu wünschen übrig.

Im Zentrum steht für Scheil die Frage, inwieweit es sich beim Angriff der Wehrmacht im Juni 1941 um einen »Präventivkrieg« handelte. Er hält sich dabei an die eingeführte, auch völkerrechtlich abgesicherte Definition des Begriffs und kommt zu dem Urteil, daß – wenn überhaupt – dann in diesem Fall von einem Präventivkrieg gesprochen werden müsse. Die Menge der Indizien und Beweise für die aggressiven Absichten Stalins sei mittlerweile erdrückend, ebenso wie die Kenntnis des Historikers, daß die deutsche Seite von diesen Absichten gewußt und sie in ihr eigenes Kalkül einbezogen habe.

Die in der offiziellen Zeitgeschichtsforschung ins Feld geführte Motivation des deutschen Angriffs durch die in *Mein Kampf* entworfene »Lebensraum«-Politik stellt nach Scheils Meinung keinen handlungsbestimmenden Faktor dar. Die Absicht Hitlers, ein Kolonialimperium »im Osten« zu schaffen, habe für die konkreten Planungen im Frühjahr 1941 keine ausschlaggebende Rolle gespielt. Vielmehr ging es der deutschen Führung zum einen darum, die langfristigen strategischen Planungen Moskaus zu

durchkreuzen, die einen Vorstoß auf Mittel- und Westeuropa vorsahen, zum anderen war es das immer rüdere Auftreten Stalins und Molotows, das jeden Ausgleich unwahrscheinlich, die Bildung einer Achse Berlin-Moskau-Tokio unmöglich, die Gefahr der Entstehung einer *grand alliance* unter Einbeziehung der angelsächsischen Mächte nach einem erfolgreichen sowjetischen Vorstoß dagegen plausibel machte. Angesichts dessen lag dem Angriffsbefehl der deutschen Führung durchaus rationales Kalkül zugrunde, bei Einsicht in die hohen Risiken, die man einging.

Karlheinz Weißmann

Böse

Eugen Sorg: *Die Lust am Bösen. Warum Gewalt nicht heilbar ist*, München: Nagel & Kimche 2011. 155 S., 14,90 €

Warum morden Menschen? Was bringt sie dazu, andere zu quälen, zu erniedrigen? Ob es um eine enthemmte Soldateska geht, um Terroristen oder den Pfleger mit der Todesspritze: Während von sämtlichen Kulturen jahrtausendlang das Böse als eigenständige Realität begriffen wurde, setzt man es heute bei uns in Anführungszeichen, man führt entlastende Gründe an (Nationalismus, Religion, vorangegangene Demütigung, Verzweiflung, psychische Unbill) und weigert sich, klar zwischen Täter und Opfer zu trennen. Daß die Erbsünde eine Erfindung der Kirchenväter, der Mensch von Natur aus gut sei und ihn nur ungünstige Umstände zu schlimmen Taten verleiteten, hält Eugen Sorg für die große Lüge der europäischen Aufklärung. Nicht die Umstände, die allenfalls einen Rahmen bildeten, sondern der Mensch selbst sei verantwortlich für seine Taten. Auch sei das Böse keineswegs so banal (Hannah Arendt), daß der Mensch sich als passiver Befehlsempfänger in seinen Dienst stelle – das Engagement der Mörder in staatlichen Diensten pflege

meist über die erhaltenen Befehle hinauszugehen. Unsere Gewöhnung an den pazifizierten, domestizierten Umgang miteinander, unsere Begründungsversuche für individuell verübte Gewalttaten sowie unsere Einschätzung von Werten als relative, kulturell bedingte Praktiken stießen in anderen Teilen der Welt weder auf Respekt noch Bewunderung, sondern würden als Zeichen der Verweichlichung gedeutet. In den Augen »durchschnittlicher Lohnintellektueller«, die sich innerhalb ihres selbstreferentiellen Milieus an blutleeren Begriffsarchitekturen entlanghangelten, um statt Tod, Gewalt und Niedertracht nur »verschluckte Seufzer, ungelebte Gefühle und sogenannte Täter« wahrzunehmen, erscheint die Decke unserer Zivilisation als tragfähig und ausbaubar. Sorg hält dies für einen groben Irrtum, und zum Ende seines schmalen, glänzend geschriebenen Buches ruft er Max Frischs *Biedermann und die Brandstifter* in Erinnerung. Biedermann, geplagt von schlechtem Gewissen, nährt die Brandstifter gleichsam an seiner eigenen Brust und weigert sich, das zu glauben, was sie selbst ankündigen: daß sie sein Haus in Brand setzen werden. »Scherz ist die drittbeste Tarnung. Die zweitbeste: Sentimentalität. Aber die beste und sicherste Tarnung ist immer noch die blanke und nackte Wahrheit. Die glaubt niemand.« Daß Sorg einen wunden Punkt des westlichen Selbstverständnisses getroffen hat, ist auch an der Verärgerung mancher Rezensenten zu erkennen: Wie – der Staat müsse selbst wehrhaft sein, um die bestialische Ausartung eines (Bürger-) Krieges zu verhindern? Und: Ist Sorg (der widerwärtige Exzesse islamistischer Fanatiker beschreibt, aber ebenso die an muslimischen Bosniaken verübten Greuel) etwa islamophob? Sorg ist jedenfalls keiner, der vom Schreibtisch aus



über die menschlich verursachten Schrecken der Welt philosophiert – eine philosophische oder theologische Ausdeutung des Bösen beabsichtigt er ohnehin nicht. Der langjährige Autor der konservativen *Weltwoche* war als Kriegsreporter und Delegierter des Internationalen Roten Kreuzes in Krisengebieten rund um den Erdball unterwegs, er hat die Leichenberge im Bosnienkrieg gesehen, in Somalia Milizionäre gesprochen, die für ein Interview kurz ihre Kalaschnikow beiseite stellten und vom blutigen Häuserkampf so beflügelt sprachen, als handele es sich um ein Fußballspiel; er kennt aus eigener Anschauung die »gehobene Gemütsverfassung« der Taliban-Schergen in Afghanistan und der südsudanesischen Rebellen. Und mehr noch: Auch wo Sorg mit dem Therapiekuht, dem Glauben an die quasi-magische Kraft einer »Sprechkur« und die vorgebliche Macht des diplomatischen Diskurses ins Gericht geht, weiß er, wovon er spricht: Der Mann ist ausgebildeter Psychotherapeut.

Ellen Kositzka

Evolutionistisch

Armin Geus: *Allahs Schöpfung oder die Evolution des Lebens. Zur Abwehr des islamischen Kreationismus* (= Nebensachen und Seitenblicke 9), Marburg: Basilisken-Presse 2010. 34 S., 14 €

Mit der Islamkritik ist es so eine Sache. Einerseits ist sie vollauf berechtigt, wenn es darum geht, Landnahme und Überfremdung durch nicht integrationsfähige orientalische Zuwanderer in unsere Sozialsysteme oder muslimische Bräuche, die ganz und gar nicht mit dem hiesigen Rechtssystem kompatibel sind, zu benennen und anzuprangern. Andererseits ist sie, wenn sie sich allein an der Theologie des Islam festmacht, oft pro-

blematisch. Solch eine Feststellung bedeutet keineswegs, die islamische Theologie kritiklos zu akzeptieren – gerade aus christlicher Sicht muß auf die zahllosen Ungereimtheiten, Platitüden, Mängel und Doppeldeutigkeiten der koranischen »Heilsbotschaft« hingewiesen werden –, doch schütten die aus dem liberal-hedonistischen Lager stammenden Islamkritiker bei ihren Frontalangriffen auf die von Mohammed verkündete Religion oft genug das Kind mit dem Bade aus.

In dem schmalen Band von Armin Geus wird aus vollen Rohren auf jeden geschossen, der die Evolutionstheorie beziehungsweise den synthetischen Darwinismus und das evolutionistische Denken überhaupt in Frage stellt. Da werden dann kurzerhand aus »bibeltreuen Christen, die am Wortlaut des Schöpfungsberichtes festhalten, Anhängern des wissenschaftlich maskierten Intelligent Design in den USA und islamischen Kreationisten« Kämpfer »gegen die Evolutionstheorie, die Molekulargenetik und gegen Forschungen zur Entstehungsgeschichte des Universums«, die »in Ministerien und Parlamenten zunehmend Einfluß nehmen auf den naturwissenschaftlichen Unterricht und die Forschungsförderung«. Vehement kritisiert Geus die Allianz von Anhängern des »Intelligent Design« mit Harun Yahya, dem Wortführer der türkischen Kreationisten, und Ömer Özsoy, dem Direktor des Instituts für Studien der Kultur und Religion des Islam an der Goethe-Universität in Frankfurt, dessen Lehrstuhl von der DITIB gestiftet wurde. Deren durchsichtige Ziele zu entlarven, ist selbstverständlich legitim, und auch der Hinweis, daß der Islam für gläubige Moslems eine »verbindliche Lebensordnung« darstellt und somit eben keine Religion wie jede andere ist, geht nicht fehl. Doch im Gegensatz zu islamischen Kreationisten, die tatsächlich nichts dazu gelernt haben und Andersdenkende als gefährliche Häretiker ver-

folgen, setzt sich das Christentum mit Papst Benedikt XVI. an der Spitze längst rational mit dem Totalanspruch des philosophischen Erklärungsmodells Evolution auseinander, ohne dabei die Gotterschafflichkeit der Schöpfung jemals aus den Augen zu verlieren.

Werner Olles

Konservative Intelligenz

Karlheinz Weißmann: *Kurze Geschichte der konservativen Intelligenz nach 1945* (= Berliner Schriften zur Ideologienkunde, Bd. 1), Institut für Staatspolitik: Schnellroda 2011. 120 S., 15 €

Eine wissenschaftliche Ansprüche zufriedenstellende Geschichte des Konservatismus in der Bundesrepublik liegt bisher nicht vor. Einen (allerdings ungenügenden) Versuch über die ersten zwei Jahrzehnte nach 1949 veröffentlichte Helga Grebing bereits 1971. Das von Mohler einst umrissene Spektrum ist vielfältig und reicht von Kulturkonservativen und namhaften Wissenschaftlern über den offiziellen Konservatismus sowie diversen Liberalen bis hin zu Etatisten und konfessionell gebundenen Persönlichkeiten. Ergänzend sind noch Nationalkonservative und monarchistisch gesinnte Einzelgänger zu nennen.

Karlheinz Weißmann hat mit seinem instruktiven Durchblick den Nukleus für eine umfangreichere Abhandlung veröffentlicht. Dabei geht es dem Verfasser nicht nur darum, das historische Feld abzustecken; er postuliert darüber hinaus die Abgrenzung der authentischen Konservativen von den lauen, etwa den Neubürgerlichen. Wenn er Sloterdijk in die zukünftige »Lagersolidarität« der Rechten mit einbezieht, überschätzt er freilich dessen Überzeugungstreue jenseits aller Mimikry. Weißmann beschreibt etliche der eingangs angeführten Facetten des bundesdeutschen Konservatismus. Nationalrevolutionäre werden ebenso be-

rücksichtigt wie der kürzlich verstorbene Gerd-Klaus Kaltenbrunner, des weiteren die österreichischen Konservativen wie auch die jüngst wieder ins Blickfeld geratenen Ökologen von Klages bis Gruhl. Den Abendland-Konservativen (Guardini, Sedlmayr, Holtusen etc.) mißt Weißmann, im Gegensatz zu anderen Darstellungen, keine übermäßige Relevanz zu. Er faßt vielmehr das Phänomen des Konservatismus nach 1945 in seiner ganzen Bandbreite, berücksichtigt die Ränder auch nach weiter rechts und begnügt sich nicht der Blickverengung eines CDU- oder Beschwichtigungs-Konservatismus. Und so findet etwa auch Hans Grimm seinen Platz. Neben der erhellenden Darstellung ist besonders die hilfreiche, kommentierte Auswahlbibliographie am Schluß des Bandes zu erwähnen.

Felix Dirsch

Willensfreiheit ist konkret

Robert Spaemann: *Schritte über uns hinaus. Gesammelte Reden und Aufsätze II*, Stuttgart: Klett-Cotta 2011. 347 S., 29,95 €

Stärker als im ersten Band folgt Spaemann im zweiten dem Titel des Buches. Die »Schritte über uns hinaus« ziehen sich wie ein roter Faden durch das Buch. Die Sentenz bezieht sich auf einen Ausspruch Humes, nach dem es dem Menschen gerade nicht möglich sei, Schritte über sich hinaus zu tun. Spaemann vertritt die Gegenposition nicht nur weil Humes Behauptung logisch unmöglich ist, sondern vor allem weil diese Sicht den Menschen zu einem Tier macht. Der Siegeszug dieser Auffassung, die dem gesunden Menschenverstand widerspricht, schlägt sich nicht zuletzt in dem nieder, was »die offiziellen Interpreten der

Wirklichkeit uns glauben machen wollen. Sie wollen uns glauben machen, dass wir nicht sind, wofür wir uns halten.« Es kann dann, so Spaemann, keine Wahrheit, keine Liebe, keinen Staat, keine Freiheit mehr geben, wenn es sich dabei nur um Konstrukte und Fiktionen handelt.

Spaemann spürt diesem Blick auf verschiedenen Wegen nach und zeigt, daß sich so ein Bild vom Menschen und der Welt ergibt, das mit unserem Selbstbild nicht in Einklang zu bringen ist. Dabei widmet er sich unter anderem den Konsequenzen der Evolutionstheorie für

das Selbstbild des Menschen, die sich erst dann ergeben, wenn aus der wissenschaftlichen Hypothese eine Weltanschauung, der Evolutionismus, wird, die den Menschen lediglich als ununterscheidbaren Teil des evolutionären Prozesses sieht. Dagegen stellt Spaemann nicht nur die menschliche Selbsterfahrung, die uns etwas anderes nahelegt, nämlich, daß wir konkrete, unterscheidbare Subjekte sind, die in einem konkreten Sinn über Willensfreiheit verfügen. Nur wenn es sich dabei um keine Fiktion handelt, können wir für unser Tun verantwortlich sein. Ebenso brauchen wir einen Begriff von dem, was wir für normal halten. Ohne diese Unterscheidung von normal und pervers verliert nicht zuletzt die Menschenwürde ihren Rahmen. Spaemann verweist abschließend auf die Kunst als einen Bereich, der von dem Bemühen, den Menschen von seiner natürlichen Weltsicht zu emanzipieren betroffen ist. Daß sich Spaemanns Texte (und damit auch die *Schritte über uns hinaus*) einer (für philosophische Texte) großen Beliebtheit erfreuen, ist ein Indiz, daß dieser Emanzipationsprozeß noch nicht abgeschlossen ist. Vielleicht hält ihn Spaemanns Plädoyer für die natürliche Weltsicht ein wenig auf.

Erik Lehnert



Das Buch zum Jubiläum

25 Jahre JF – Der Freiheit eine Gasse

Eine deutsche Zeitungsgeschichte

Aus dem Inhalt: Abenteuer Meinungsfreiheit; Geschichte der konservativen Publizistik seit 1945; Werdegang der Jungen Freiheit; Interview mit Dieter Stein; Chronologie der Angriffe auf die JF; die Redaktion; Autorenporträts ... und vieles andere mehr

Dazu eine „Tabula Gratulatorum“ – eine Liste von Gratulanten, deren Namen exklusiv in dem Buch veröffentlicht werden! Gratulieren Sie der JF zum 25. Geburtstag, indem Sie sich in diese Liste für nur 25 EUR eintragen.



Das Buch

ca. 300 Seiten, gebunden
im Großformat, durchgehend
farbige und s/w-Abbildungen,
29 EUR



Sezession 6/11

Ihr Bestellschein

Einfach abschicken oder faxen.

Hiermit bestelle ich zur portofreien Lieferung

Ex. des Buches „25 Jahre JF – Der Freiheit eine Gasse. Eine deutsche Zeitungsgeschichte“

Eintragung in die „Tabula Gratulatorum“ für 25,- EUR

Ich wünsche mir folgende Eintragung:

Vorname, Name

Ort

Bestelladresse Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

Vorname, Name

Straße

PLZ/Ort

Telefon

E-Post

Datum/Unterschrift

Carl-Schmitt-Gesellschaft

Ernst Jünger hat ihn, Gottfried Benn auch und Martin Heidegger sowieso: Fast jeder bedeutende Dichter und Denker hat einen Verein oder eine Gesellschaft, die sich bemühen, sein Erbe zu pflegen. Daß es bei Carl Schmitt etwas länger gedauert hat, wird vermutlich an der allseits bezugten »Umstrittenheit« Schmitts gelegen haben, die, im Gegensatz zu anderen »Umstrittenen«, mit un schönen Vokabeln verbunden wird. Seit 2007 gibt es nun auch für Schmitt solch eine Vereinigung, zunächst als Carl Schmitt-Förderverein e.V. gegründet und 2010 in Carl-Schmitt-Gesellschaft umbenannt. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Plettenberg und damit in der Kleinstadt, in der Schmitt 1888 geboren wurde, in der er sich ab 1947 wieder dauerhaft niederließ und wo er 1985 auch starb. Sie will die Beschäftigung mit dem Leben und Werk Schmitts ideell und materiell fördern. Dazu hat sie unter anderem eine Karte mit den Plettenberger Erinnerungsorten erstellt, gibt die schöne Jahressgabe »Plettenberger Miniaturen« heraus, rekonstruiert die Bibliothek Schmitts und dokumentiert die Neuerscheinungen von und zu Schmitt. Mit ca. 100 Mitgliedern gibt es noch Luft nach oben. Kontakt: www.carl-schmitt.de. Für Berliner Mitglieder gibt es das Privileg regelmäßiger Treffen in der Hauptstadt, so daß man nicht auf die Plettenberger Jahresversammlungen beschränkt ist.

Schmitt, Forsthoff, Sezession

Unter dem schönen Titel »Die Heidelberger Sezession« widmet sich Florian Meinel in der aktuellen Ausgabe der *Zeitschrift für Ideengeschichte* (Heft V/2 Sommer 2011) den Ebracher Ferienseminaren, die zwischen 1957 und 1971 auf Initiative von Ernst Forsthoff stattfanden. Forsthoff hatte in seinem Heidelberger Seminar gefragt, was er denn mit den Honoraren, die er durch seine Tätigkeit als Rechtsgutachter für Industrie und Verwaltung bekam, anfangen sollte. Er finanzierte davon schließlich, als bewußten Gegenentwurf zur Massenuniversität, die Ebracher Seminare, zu denen einmal im Jahr bis zu 30 Teilnehmer erschienen, die zwei Wochen lang jeden Tag einen Vortrag hörten, der dann die Diskussion des ganzen Tages bestimmte. Bis 1966 war Carl Schmitt, der Lehrer Forsthoffs, die prägende Figur. Ihm eröffnete sich auf diesem Weg noch einmal die Möglichkeit, aus seiner Plettenberger Klausur heraus und mit einer neuen Generation ins Gespräch

zu kommen. Von den Referenten (von Gehlen bis Koselleck kamen alle, die Rang und Namen hatten) wurde erwartet, daß sie nicht nur einen Tag blieben, sondern möglichst die ganze Zeit teilnahmen. Anfang der siebziger Jahre erlahmte das Interesse an den Tagungen, und Forsthoff fiel es zunehmend schwerer, Referenten und Teilnehmer zu gewinnen. Damit endete die Geschichte dieser einzigartigen Institution. Es sollte 30 Jahre dauern, bis sich mit den Akademien des *Instituts für Staatspolitik* eine vergleichbare Form der außeruniversitären geistigen Arbeit etablierte.

Bibliographie zu Carl Schmitt

Schon jede oberflächliche Beschäftigung mit Carl Schmitt belehrt über zweierlei: eine gewisse Unübersichtlichkeit des Werks und die Menge an kommentierenden und interpretierenden Veröffentlichungen zu allen möglichen Aspekten dieses Werks. Viele Texte Schmitts sind ursprünglich an entlegener, heute nur schwer zugänglicher Stelle erschienen, wurden überarbeitet und neu zusammengestellt. Sekundärliteratur gibt es in jeder Weltsprache, aber auch in vielen entlegenen Idiomen, das Spektrum reicht von dickleibigen Abhandlungen und Exegesen einzelner Bücher bis zu Fachpublikationen über Spezialfragen. Insofern ist für die Forschung eine Bibliographie unverzichtbar. Alain de Benoist, der sich vor einigen Jahren schon der Mühe unterzogen hatte, ein Verzeichnis der Schriften und Korrespondenzen Schmitts zu erarbeiten (Berlin: Akademie 2003), legt jetzt eine *Internationale Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur* (geb., 528 S., Graz und Stuttgart: Stocker, 98 €) vor. Dabei wurde der erste Bestand eingearbeitet und macht in der Neufassung einhundertachtzig eng bedruckte Seiten aus. Wesentlich stärker – mehr als dreihundertfünfzig Seiten – ist der zweite Teil, der die Sekundärliteratur chronologisch auflistet. Die von Benoist erstellte Bibliographie muß als unverzichtbares Hilfsmittel jeder zukünftigen Schmitt-Forschung angesehen werden. Ihr Ordnungssystem ist auf Zuwachs angelegt. Ohne Zweifel eine weise Entscheidung, denn schon in der Zeit zwischen Druck und Erscheinen und dieser Rezension dürfte der Pegelstand der Flut von Veröffentlichungen zu CS weiter gestiegen sein.

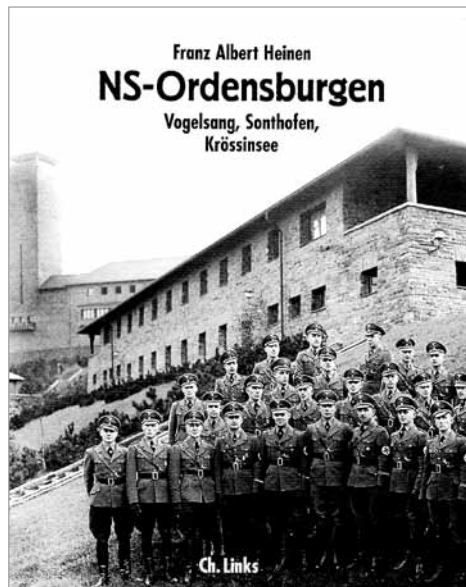


Heilig, sofort!

Für den »eiligen Vater«, wie Johannes Paul II. aufgrund seiner regen Reisetätigkeit gelegentlich genannt wurde, lief der Prozeß seiner Seligsprechung entsprechend fix ab. Rund eine Million Pilger in Rom und weitere Millionen außerhalb bejubelten am 1. Mai den Vollzug nur sechs Jahre nach dem Tod des fraglos sympathischen Gottesmannes und Nachfolger Petri (1978–2005). Skeptisch sieht die Priesterbruderschaft St. Pius X. diese Seligsprechung im Schnelldurchlauf: Um sämtliche Ansprachen (über 20 000), 14 Enzykliken und Hunderte päpstliche Dokumente samt ihrer Folgen zu analysieren, wäre mehr Zeit vonnöten gewesen. Die Brüder bezweifeln, daß Glaube, Hoffnung und Liebe jenes Papstes, den sie als Vertreter der »neuen Theologie« einordnen, jenen heroischen Grad erreichten, der eine Seligsprechung rechtfertige. Warum küßte Johannes Paul II. den Koran? Warum nahm er aktiv an animistischen Kulturen im »heiligen« Hain in Togo teil, und inwiefern wäre solches als »Inkulturation« gepriesenes Verhalten wider die Tradition und damit häretisch? Im Stuttgarter Sarto-Verlag erscheint nun in zweiter Auflage aus der Feder des Philologen Heinz-Lothar Barth ein kritischer Rückblick auf das Pontifikat des nunmehr offiziell Seligen Papstes (*Papst Johannes Paul II. Santo Subito?*, 189 S., 14,90 €). Die Traditionalisten gehen davon aus, daß progressive Kräfte auch den Rückgang des Lateinischen in kirchlichen Fragen verantworteten. Drum ist die Studie am gleichen Ort auch verdichtet in lateinischer Sprache (*Papa Johannes Paulus sine sanctis sine mora ascribendus*) erhältlich.

NS-Ordensburgen

Franz Albert Heinen hat offensichtlich ein kleines Problem: So ein bißchen scheinen ihn die drei Bauten, mit denen er sich in seinem unlängst im Ch. Links Verlag erschienenen Buch beschäftigt, doch zu begeistern. Genau diesen Eindruck aber will er unbedingt vermeiden. Immerhin handelt es sich nicht um irgendwelche Bauwerke, sondern um Vogelsang, Sonthofen und Krössinsee – die drei Ordensburgen der NSDAP (Franz Albert Heinen: *NS-Ordensburgen. Vogelsang, Sonthofen, Krössinsee*, Berlin 2011. 240 S., 34,90 €). »Eine Publikation zu diesem Thema«, so der Autor, bringe es unausweichlich mit sich, daß »eine ganze Flut nationalsozialistischer Begriffe« verwendet werden müsse. »Zur deutlichen Distanzierung« habe er diese zunächst in Anführungszeichen gesetzt, »der besseren Lesbarkeit wegen« aber im weiteren Text dann darauf verzichtet. Auch inhaltlich neigt der Lokaljournalist (*Kölner Stadt-Anzeiger*) zur Janusköpfigkeit. Detailverliebt schildert und dokumentiert er die Planung und den Bau der monumentalen Parteiburgen (mit einseitigem Schwerpunkt auf Vogelsang, was der Nähe zu Heinens Wohnort geschuldet sein dürfte), um dann, nach einem Kapitel über die dortige Ausbildung, den Einsatz der Ordensjunker nach Kriegsbeginn im Osten zu thematisieren. Fazit: Viele ehemalige Ordensjunker hatten sich »zutiefst in Massenverbre-



chen verstrickt« und wurden, »motiviert auch durch ihre an den Ordensburgen gefestigten rassistischen Vorstellungen, zu Mördern«.

Was zählt

Die Zahlen, ausgerechnet, seien das Wesen aller Dinge, befand Pythagoras, und Platon sekundierte ihm: Die Welt sei in mathematischer Sprache gedacht. Solche Einsichten sind heute unpopulär, jedenfalls in ihrer oberflächlichen Übersetzung, die darin einen Materialismus sieht, der nur gelten läßt, was meßbar, bestenfalls per Preisschild und Gütesiegel etikettierbar ist. Wolfgang Held, langjähriger Mitarbeiter der mathematisch-astronomischen Sektion am Dornacher Goetheanum, nähert sich in seinem weltweisen Büchlein (*Alles ist Zahl. Was uns die Zahlen 1 bis 31 erzählen*, Stuttgart: Verlag Freies Geistesleben 2011, 206 S., 15,90 €) nicht dem nutzbaren Wert, sondern dem Wesen der Zahlen. Wenn Held vom »hohen geistigen Rang« der natürlichen Zahlen schreibt, dann tut er das nicht im Dienste gerade angesagter Kabbalawissenschaften oder deren weltlicher Tochter, der verschwörungssaffinen Numerologie, sondern als feinsinniger Brückenbauer zwischen Mathematik und Kultur. Die Besonderheit der Drei, der Sieben und Zehn mag naheliegend sein, doch daß die Elf eine Zahl der Krise ist (verbieft etwa durch Kafka, Schiller und den Sonnenfleckenzyklus), daß und weshalb die 28 den alten Griechen als *numerus perfectus* galt – Held hat diesen »Schattenwürfen aus der Region des Ewigen« nachgespürt.

Historikerstreit

Am 6. Juni 1986, vor fünfundzwanzig Jahren, hat Ernst Nolte durch »reinen Zufall« – so seine Worte – mit einem in der *F.A.Z.* abgedruckten, als Rede konzipierten Text den »Historikerstreit« ausgelöst. Es handelte sich um die folgenreichste geschichtspolitische Auseinandersetzung der Nachkriegszeit, deren Ergebnis die endgültige Durchsetzung der kulturellen Hegemonie der Linken – nicht nur auf dem Gebiet der Vergangenheitsdeutung – war. Diese Folge wiegt ungleich schwerer, als die Klärung der Frage, ob

es den von Nolte behaupteten »kausalen Nexus« zwischen den kommunistischen und den nationalsozialistischen Massenverbrechen gab, ob man also das KZ-System als Antwort auf den Gulag betrachten müsse. Die nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion zutage geförderten Fakten bestätigen ohne Zweifel Noltes Hypothese, aber die Sachlage – das hat Noltes Hauptkontrahent Jürgen Habermas im Nachgang deutlich hervorgehoben – spielte im Historikerstreit eigentlich nie eine Rolle. Es ging dem linksliberalen Lager vielmehr darum, eine perhorreszierte »Revision« des Geschichtsbildes unter Mithilfe der seit 1982 amtierenden Regierung Kohl-Genescher zu verhindern. Daß die Koalition von strategischen Absichten dieser Art immer weit entfernt war, und weder in den Reihen der Union noch in denen der FDP irgendjemand daran dachte, der von Habermas und seinen Hilfstruppen attackierten »Viererbande« (neben Nolte die Historiker Andreas Hillgruber, Klaus Hildebrandt und Michael Stürmer) zu Hilfe zu kommen, steht allerdings außer Frage. Tatsächlich hatte man im bürgerlichen Lager – die Rede des Bundespräsidenten Weizsäcker zum 8. Mai 1985 war das Signal – längst begonnen, sich den Interpretationen und Sprachregelungen der Gegenseite zu unterwerfen. Daraus erklärt sich auch, warum die Ergebnisse des Historikerstreits später nicht mehr in Frage zu stellen waren, trotz der geschichtspolitischen Debatten im Gefolge der Wiedervereinigung, trotz des Skandals um die Wehrmachtsausstellung.

Sie haben abgetrieben

Ebenfalls auf den 6. Juni fällt ein weiterer Jahrestag: Im Frühsommer 1971 lancierte Alice Schwarzer den berühmten *Stern*-Titel »Wir haben abgetrieben«. 374 Frauen – darunter ein gutes Dutzend Prominenter wie Romy Schneider und Senta Berger – bekannten, abgetrieben zu haben, und forderten »das Recht für jede Frau dazu.« (Später hieß es, die Selbstbezeichnung sei oft eine vorgegebene gewesen, Schwarzer selbst habe eine Abtreibung nur »in Gedanken durchgespielt.«.) In der Frühjahrsausgabe der *Emma* feiert Schwarzer diesen sogenannten Triumph über die bis dahin »überschattete Sexualität« als »Lawine, die Tausende mitriß« und zur Initialzündung für die »Neue Frauenbewegung« wurde: »Es blieb nicht bei dem Protest gegen die Abtreibung. Unmittelbar damit verknüpft (...) waren die Probleme mit Männern im Bett wie im Büro.« Vorbild für die Aktion – die von den 68er-Frauen um den Frankfurter Weiberrat als kleinbürgerlich abgelehnt wurde – war ein gleichlautendes Manifest, das zwei Monate zuvor im französischen *Nouvel Observateur* lanciert worden war. Von einem durchschlagenden Erfolg wollen diejenigen, die die Rede von einem »Zellhaufen« statt eines ungeborenen Lebens bevorzugen, jedoch nicht sprechen. Deutschland – mit mehreren hundert Abtreibungen täglich – habe eines der restriktivsten Abtreibungsgesetze in Europa. Zwar ist ein Abbruch orts kaum so günstig – nämlich im Normalfall

gratis – wie hier, doch, so die Lesart der *Emma*: »Manche Bundesländer planen die Kürzung der Kostenübernahme für einen Schwangerschaftsabbruch. Und vielleicht sind die Verhältnisse in Deutschland ja bald wieder so, wie sie schon jetzt in Amerika sind: nämlich katastrophal.«

Compact

Die CDU läßt reihenweise Kernkraftwerke abschalten, derweil die Grünen einen Waffengang gegen Libyen befürworten. Auch FDP (von wegen Steuersenkungspartei!) und SPD verraten ihre Traditionen und ihr Profil.

Wie durcheinander ist das denn? – fragt Jürgen Elsässer sinngemäß im Editorial der Mai-Ausgabe der *Compact*, jenes konzernunabhängigen Magazins, das er seit Ende 2010 als Chefredakteur führt. Da spricht der Richtige! Denn: Elsässer ist gewissermaßen aus Selbsterfahrung Experte für Richtungswechsel, allerdings einer mit Profil: Er war vor Zeiten Mitglied des kommunistischen Bundes und avancierte in den Neun-



zigern zu einem der Ziehväter der sogenannten Antideutschen. Sein neues Publikationsorgan ist die Widerlegung der alten These, daß nur eingeborene Rechte von einer »Querfront« reden. Gilt die Hufeisenthese, wonach sich Links und Rechts an ihren Rändern berührten, doch? Elsässer verhehlt nicht, daß sein »Herz immer noch links schlägt.« »Wichtig ist nur: Die Tabus müssen fallen«, schrieb er in der ersten Ausgabe, die gleich Thilo Sarrazin zum Titelhelden gekürt hatte. Seither: flott lesbare Artikel und fundierte Analysen – im Mai-Heft zum Schwerpunktthema Gold – abseits dessen, was diesem oder jenem Lager zuzurechnen wäre. Die aktuelle Juni-Nummer titelt mit bin Laden als »CIA-Agenten« und beinhaltet daneben eine Auseinandersetzung mit den »Facebook-Revoluzzern« sowie ein Interview mit Edgar Most, dem letzten Vizepräsidenten der DDR-Staatsbank und langjährigem Mitglied der Geschäftsleitung der Deutschen Bank. Das Einzelheft kostet 4 Euro, ein Abonnement – von Juni an als monatlich erscheinende Ausgabe – kann gezeichnet werden unter abo@compact-magazin.com oder unter der Rufnummer 03327/5 69 86 11.

Frühsommer 2011



Karlheinz Weißmann
ARMIN MOHLER
Eine politische
Biographie
320 Seiten, gebunden,
22.00 €

Mohler war einer der wichtigsten Köpfe der modernen deutschen Rechten: Als Schmitt-Schüler dachte er kalt und lehnte jede politische Romantik ab; an Jünger geschult, verfaßte er elektrisierende Essays. Weißmann legt nun die auf lange Sicht gültige Biographie dieses bis heute wirksamen Denkers vor.



Günter Scholdt
DAS KONSERVATIVE PRINZIP
Kaplaken, Band 25
104 Seiten, kartoniert,
fadengeheftet, 8.50 €

Scholdt beschreibt das stoische Beharrungsvermögen, das einen Konservativen auszeichnen sollte – selbst beim Blick auf das Irrenhaus Deutschland – und empfiehlt, sich an das konservative Prinzip zu halten: unterkühlte Wut, klarer Blick und ein widerständiges, ordnendes, tätiges Leben - trotz alledem!



Stefan Scheil
PRÄVENTIVKRIEG BARBAROSSA
Fragen, Fakten,
Antworten
Kaplaken, Band 26
96 Seiten, kartoniert,
fadengeheftet, 8.50 €

War das »Unternehmen Barbarossa« ein Präventivkrieg oder nicht? Scheil trägt die Fragen, Fakten und Antworten zusammen und resümiert: Wenn der deutsche Angriff auf die Sowjetunion 1941 kein Präventivschlag war, dann hat dieser Begriff an sich und überhaupt seinen Sinn verloren.



Volker Mohr
DER VERLUST DES ORTES
Kaplaken, Band 27
88 Seiten, kartoniert,
fadengeheftet, 8.50 €

Mohr umkreist die Auswirkungen einer »Perfektion der Technik« auf den Ort. Er deutet die fortgeschrittene Entortung des Menschen und die Vernutzung aller noch besonderen Räume als Gefahr. Seine Rettungsversuche notiert er illusionlos: Sein Bändchen ist keines für alle, sondern eines für wenige.

EDITION  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda • 06268 Albersroda
Tel | Fax (034632) 90941 • www.antaio.de

Sollte man, bangend in der
Schlachtordnung des
bürgerlichen Lebens, nicht
die Gelegenheit ergreifen und
in den Krieg desertieren?

Karl Kraus, 1874–1936